Louis Napoleon

und

die Pfarrerstochter.

Louis Napoleon

und

die Pfarrerstochter.

Original-Roman

von

Karl Haffner.

Dritter Band.

Wien.
Albert Last.
1866.

Erstes Kapitel.

Zum Hafen der Ruhe.

Wie unsere geneigten Leser wissen, haben wir nicht aus vollen Backen geblasen, daß wir ein historisches Werk schaffen, politische Klopfgefechte schildern, oder geheime Memoiren der Tuilerien veröffentlichen wollten — nein, wir versprachen ihnen nur einen ganz alltäglichen Roman, obgleich unser Held der Weltgeschichte und der obersten Gallerie der Walhalla angehört.

Wir können daher unserem berühmten Abenteurer nicht fortwährend auf den Fersen sein, um seinem Genie zu folgen, das ihm wie eine liebende, aber neckende Ariadne den Faden durch das Labyrinth der Ereignisse spinnt — sondern müssen uns bescheiden innerhalb der Grenzen bewegen, die dem harmlosen Erzähler zugemessen sind.

Wir erlauben uns nur in kurzen Worten mitzutheilen, daß die schöne Herzogin von St. Leu ihre Hoff-

nung umsonst auf die Großmuth des Bürgerkönigs gebaut.

Der Obrist Charles Claireau hatte ihr allerdings Wort gehalten, und ihr gleich nach ihrer Ankunft in Paris eine Audienz bei Seiner Majestät erwirkt.

Louis Philipp empfing die unglückliche Fürstin wie ein zärtlicher Vater — sprach so gerührt und liebevoll — erklärte sich so opferwillig, als ob er ihr seine Krone eigenhändig in die Tasche stecken wollte — aber eine Stunde nach dieser Unterredung erschien der Adjutant des Kriegsministers im Hotel der Herzogin, und bat sie auf's dringendste, Paris noch im Laufe des Tages zu verlassen — alle Anstalten zur Beschleunigung ihrer Abreise wären bereits getroffen.

Schon am nächsten Morgen schieden die Herzogin und Louis Napoleon von dem Schauplatz ihrer früheren Größe und Herrlichkeit — und einige Tage später überschifften sie den Kanal, um in London, dem großen Asyl aller Verbannten, ihre Freiheit zu finden, die in Frankreich noch immer gefährdet war.

In London knüpften sie neue Verbindungen mit den Jesuiten, den verbannten Anhängern der Napoleoniden und den gemäßigten Republikanern an — gewannen Lafitte und Lafayette, und gaben sich abermals den verlockendsten Illusionen hin, im Falle sich das französische Volk wieder gegen die herrschende Gewalt erheben sollte, was die Unruhen in Belgien nicht unwahrscheinlich machten.

Aber Talleyrand, der französische Gesandte in London, überwachte mit Argusaugen die Napoleoniden —

ihre Verbindungen wurden ihm verrathen — und in Folge seiner ernsten Unterredung mit der Herzogin von St. Leu sah sich diese verlanlaßt, mit ihrem Sohne England zu verlassen, und wieder ihr Schloß Arenenberg in der Schweiz zu beziehen.

Wir überlassen unsern Helden seinem Stillleben in der Schweiz, um unsere Heldin am Ufer der Donau aufzusuchen.

Außerhalb der Linie Wiens, in der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn, in welchem einst der Hannibal des Jahrhunderts den Fürsten Europa's Gesetze diktirte, liegt das Dörfchen Hietzing mit seinen reizenden Landhäusern und blumenreichen Gärten.

Eines dieser Landhäuser, dem kaiserlichen Lustschloß gegenüber, bewohnt Demoiselle Fanny, eine junge, schöne und anmuthsvolle Tänzerin der großen Oper.

Ein kleines, ebenerdiges Häuschen innerhalb des Gartens, das sich an das Herrenhaus schließt, ist einem alten Manne zur Wohnung angewiesen, der den Dienst des Gärtners und Hausinspektors versieht.

Ein Zimmerchen und eine Kammer hat der alte Mann an eine Art Afterpartei vermiethet — an eine Dame nämlich, die mit ihrem Sohne und einem bejahrten Diener erst vor Kurzem aus Italien eingetroffen ist.

Der geneigte Leser wird errathen, daß wir hier unsere Sidonie mit ihrem kleinen Franzosen und dem alten Dudelsackpfeifer wiederfinden.

Der alte Gärtner hatte alle Ursache mit seiner Afterpartei zufrieden zu sein, denn erstens hatte sie die Miethe für den ganzen Sommer voraus gezahlt, zweitens lebte sie still und ruhig in ihrer kleinen Wohnung wie in einer Karthäuserzelle, und drittens erfreute sie sich der besonderen Zuneigung der schönen Tänzerin, der Sidonie täglich einige Stunden Gesellschaft leisten mußte.

Vor der Trennung bei Cannes hatte die Herzogin von St. Leu ihre kleine Baarschaft redlich mit ihrer armen Sidonie getheilt, und ihr versprochen, ferner für sie zu sorgen, sobald sie aus dem Ozean ihres stürmisch bewegten Lebens wieder in den Hafen der Ruhe und des Glückes eingelaufen — aber wie fern lag dieser Hafen — ferner fast, als die Hoffnung dem Verzweifelnden liegt.

Mit der Angst des Geizigen hatte Sidonie hausgehalten mit ihrer kleinen Habe -- aber dennoch hatte sich nach und nach ihre Börse gelichtet, und sie zur Nadel greifen und Tag und Nacht arbeiten müssen, um nur die bescheidensten täglichen Bedürfnisse bestreiten zu können.

Wohl lächelte die arme Mutter nach vollbrachtem Tagewerke, hatte sie doch für ihren Knaben ihr Augenlicht geschwächt und ihre Finger wund gestochen — aber dieses Lächeln war ein Sonnenstrahl im starren Winter — denn wenn auch die Lippe lächelte, erbebte, in banger Sorge um die Zukunft ihres Sohnes, das liebende Mutterherz.

Die Kenntnisse, die sich die Pfarrerstochter von Tharand im Vaterhause gesammelt, hatte sie eifrig dem Knaben mitgetheilt und einen gelehrigen Schüler gefunden, aber diese Kenntnisse reichten nicht hin, ihm eine ehrenvolle Laufbahn zu eröffnen, und in jener Zeit der Vorurtheile den Fluch der Geburt vergessen zu machen.

Wie das Herz der Mutter in der Sorge für den Sohn erbebte, erbebte das Herz des Sohnes in der Sorge für die Mutter.

Der kleine Spielmann war kein Kind mehr — er zählte bereits siebenzehn Jahre, und die Erfahrungen hatten den Jüngling zum Manne gereift.

Gern hätte er ein Handwerk erlernt, oder sich noch lieber mit Schaufel und Hacke den öffentlichen Arbeitern angeschlossen, um das tägliche Brot zu erwerben und die drückende Last der Sorgen vom Haupte seiner Mutter zu nehmen, aber so oft er dieser dergleichen Pläne mittheilte, stieß er auf den heftigsten Widerstand — denn die Pfarrerstochter von Tharand hoffte noch immer auf das Versprechen Louis Napoleons, und ihr Sohn sollte nicht als Handwerker oder Taglöhner seine Rechte geltend machen, wenn er einst seinem stolzen Vater gegenüber trat.

Nicht minder besorgt um Mutter und Sohn war der alte Matteo, der jetzt der treueste und ergebenste Diener des Weibes war, an welchem er sich einst so schwer vergangen hatte.

Gar oft schlich er sich heimlich aus dem Hause mit seinem Dudelsack, spielte wacker auf in entfernten Höfen

und Gärten, und hatte er sich ein artiges Sümmchen erworben, fand sein Carolo regelmäßig einen neuen Anzug oder irgend eine andere Ueberraschung früh Morgens auf seinem Tischchen, wenn er aus dem Bette sprang. — Wie lachte sich da der alte Spielmann verstohlen in's Fäustchen, wenn Mutter und Sohn sich vergebens die Köpfe zerbrachen, woher und von wem denn die Bescherung käme?

Eines Abends saßen Mutter und Sohn traulich neben einander in ihrem Zimmerchen, und Matteo hockte in einem Winkel und blickte mit Wohlgefallen auf seinen Carolo, der ein gar stattlicher Bursche geworden war, und den er noch immer liebte, als ob er wirklich Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut gewesen wäre.

So recht heimlich und gemüthlich war es in dem Zimmerchen, — da draußen aber stürmte und wetterte es, als ob sich der junge Frühling mit dem Pelz des Winters bekleidet hätte.

Auch hier bauten sich Mutter und Sohn allerlei Luftschlösser, wenn auch nicht so glänzende, wie sich eine andere Mutter und ein anderer Sohn gegenwärtig in Arenenberg bauten.

Nachdem sie einige Minuten geplaudert hatten, richtete der Knabe an den alten Savoyarden das Wort.

„Ah — bald hätte ich vergessen, —“ begann er, „ich habe eine interessante Neuigkeit für Dich, Vater Matteo.“

„Für mich? Ei — lassen Sie hören, Signor Carolo.“

„Ich bin heute im kaiserlichen Park einem Deiner alten Bekannten begegnet.“

„Einem Landsmann?“

„Und Bundesbruder.“

„Einem jener Glücklichen also, die der Keule des Henkers oder dem Ruder der Galeere entgangen sind.“

„Du hast indeß keine Ursache auf diese alte Freundschaft und Bruderschaft besonders stolz zu sein. Es ist derselbe Carbonari, der in der Nacht vor meiner Flucht im Thurm zu Astura den unsaubern Handel mit Dir schloß.“

„Was sagst Du?“ rief Matteo bestürzt.

„Derselbe Judas, der später im Hause des Doktors Montafroni bei Florenz den Prinzen Louis Napoleon an die Oesterreicher verrieth.“

„Paolo Leonardi in Wien!“ hauchte der Savoyarde erbebend den Namen des Banditen, der, nach seinem eigenen Geständniß, zum Meuchelmorde des Knaben gedungen war.

Auch Sidonie erbleichte, denn der Name Paolo Leonardi erinnerte sie an den unheimlichen Diener und Vertrauten der venetianischen Schlange Bianca di Carabelli.

„Du hast Dich geirrt, Carolo,“ sagte Matteo nach kurzem Sinnen. „Ich weiß aus sicherer Quelle, daß Paolo Leonardi nach wie vor auf den Bergen Kalabriens das Banditenhandwerk treibt.“

„Hier ist ein Irrthum unmöglich, Vater Matteo,“ erwiederte lachend der Knabe, „denn es gibt kein zweites Gesicht von dieser diabolischen Häßlichkeit auf der Welt.“

„Im Grunde bin ich ein Narr — denn wenn auch der Knabe recht gesehen, was hätte ich hier für ihn zu fürchten?“ dachte beruhigt Matteo. „Hier in Wien verschachert man kein Menschenleben um ein paar Goldstücke, wie in dem schönen Lande, das sich das Paradies der Erde nennt. Und zudem haben wir den Sohn seinem saubern Herrn Papa aus dem Wege geräumt, wie es Paolo verlangte — ich habe mein Wort gehalten — auch der Bandit wird es halten, das ist die einzige Tugend dieser Bluthunde Kalabriens.“

In diesem Augenblick trat der alte Gärtner in's Zimmer.

Er bat Sidonie im Auftrage der schönen Tänzerin, derselben ein Stündchen Gesellschaft zu leisten.

„Aber bringen Sie ein heiteres Gesicht mit hinauf, Madame,“ sagte der alte Mann. „Die gute Dame, die früher immer fröhlich und munter wie eine junge Lerche war, läßt seit einigen Tagen das Köpfchen hängen, und blickt so still und trübselig vor sich hin, als ob ihr Gott weiß welch' ein Unglück begegnet wäre.“

„Mein Gott — ein Unglück?“ rief Sidonie besorgt.

„I nu, es ist vielleicht nur ein eingebildetes Unglück. — Künstlerinnen haben zuweilen Launen, aber

diese wechseln zum Glück wie das Wetter im April, und oft ist die kleinste Zerstreuung hinreichend, den Alp zu bannen, der sie drückt."

„Ich werde das Möglichste thun," antwortete Sidonie, indem sie sich anschickte, der Einladung Folge zu leisten, „aber auch ich bin eher eine Priesterin des Trübsals als des Frohsinns, lieber Arnold. — Auf Wiedersehen, mein Sohn! Gebt mir Acht auf den Wildfang, Matteo — er darf ohne Euch keinen Ausflug mehr machen. —"

„Und heute auch mit mir nicht. Das böse Wetter —"

„Ich fürchte nicht das böse Wetter, sondern die bösen Menschen," sagte Sidonie, indem sie die blühenden Wangen ihres Knaben küßte, und mit dem alten Gärtner das Zimmer verließ.

„Wenn die schmucke Tänzerin schwarze Grillen vertreiben lassen will, die sie eingefangen hat, wird ihr mit dieser Gesellschafterin wenig geholfen sein," bemerkte der Savoyarde.

„Ihr wäre eher geholfen, wenn sie sich an uns gewendet hätte," meinte der Knabe.

„An uns?"

„Nun ja doch! Wir haben in unserem Wanderleben schon manchem Schwermüthigen ein Lächeln abgewonnen — warum sollte uns in dem heitern Wien nicht gelingen, was uns auf der blutgetränkten Erde der Romagna gelang."

„Ah — Du willst doch nicht etwa gar —"

„Unsere Instrumente abstauben und Fräulein Fanny eine recht lustige Serenade bringen. —"

„Welche Tollheit! Die Tänzerin wird —"

„Die Tänzerin wird tanzen, wenn wir ihr zum Tanze aufspielen."

Der Knabe bat so lange, bis der Savoyarde endlich die beiden Dudelsäcke aus dem Winkel holte — dann schlichen der alte und der junge Spielmann aus dem Zimmer und die breite Treppe hinauf zum Salon der Tänzerin, um ihr die schwarzen Grillen zu vertreiben, die sie eingefangen hatte.

Zweites Kapitel.

Der König von Rom.

Das schöne braune Lockenköpfchen auf den Arm gestützt, saß die reizende und berühmte Tänzerin, wie die Blumenkönigin, zwischen Vasen mit frischen blühenden Rosen.

Von der Decke des Salons verbreitete eine Alabasterlampe ihre Strahlen rings umher, und beleuchtete ein jugendliches Antlitz, das ein tiefer Kummer gebleicht zu haben schien.

Hin und wieder lispelte die gefeierte Künstlerin einen Namen, und so oft sie diesen Namen lispelte, preßte sie das kleine Händchen auf ihr Herz, als ob sie ihn zurückdrängen wollte in das kleine heilige Asyl, das er wider ihren Willen verlassen.

Die schöne Tänzerin liebte!

Aber es war keine Liebe, die mit den Szenen auf der Bühne wechselt, keine Liebe, die hinter den Koulissen keimt, um im Boudoire zu verblühen — nein, es war eine erste ewige Liebe, die sie für eine erste ewige Liebe gab.

Sie lächelte, als Sidonie in den Salon trat, aber es war ein Lächeln unter Thränen, mit dem sie sie begrüßte.

„Zürnen Sie mir nicht, theure Freundin, daß ich Sie Ihrem Stillleben entreiße, um sich ein halbes Stündchen mit einem armen Mädchen zu langweilen," sagte sie bittend, indem sie Sidonie zu sich in eine Chaiselongue zog.

„Ich höre mit Bedauern, daß Sie leidend sind, mein gutes Fräulein," erwiederte Sidonie theilnehmend, indem sie an der Seite der jungen Dame Platz nahm.

„Ja, ich leide, wie Sie jahrelang gelitten haben, auch mein Herz blutet, wie das Ihrige geblutet hat, meine arme Freundin."

„Sie sind ungerecht gegen Ihr Geschick, wenn Sie Ihren Kummer mit meinem tiefen unendlichen Weh vergleichen, mein Fräulein. Ihnen gehört die Welt, mir keine Spanne Erde auf dieser Welt — Ihr Name steht im goldenen Buch des Ruhmes, mein Name im schwarzen Buch der Schande — Sie wandeln auf Rosen, ich auf Dornen durch's Leben — der heitre Genius, der Sie begleitet, ist die Kunst, der Dämon, der mich verfolgt und bedroht — ist eine unglückselige Jugendliebe."

„Auch ich liebe — auch ich!" rief die junge Künstlerin leidenschaftlich.

„Sie lieben — auch unglücklich und hoffnungslos?"

„Nein glücklich — wenn auch hoffnungslos!"

„Hoffnungslos? Also ist es die Macht der Verhältnisse —"

„Nicht sie allein — auch die Macht des Verhängnisses!“ fiel heftig bewegt die junge Künstlerin Sidonien in's Wort. „Es ist das Grab, das uns zu trennen droht! Der Todesengel wird die Lippen bleichen, die mir so oft das süße Wörtchen Liebe zugelispelt.“

„Armes Mädchen!“ sagte Sidonie, indem die Künstlerin das Antlitz verhüllte, um die Thränen zu verbergen, die aus ihren großen dunklen Augen über ihre glühenden Wangen rollten.

Nach einer kurzen Pause des rührendsten Schmerzes und der herzlichsten Theilnahme, erklang eine rauschende Musik — die Thüre des Salons öffnete sich, und unter derselben erschienen Matteo und Carolo mit ihren Dudelsäcken, und spielten ein lustiges Tänzchen der Lazaroni auf.

Sidonie erhob sich zürnend, um die unberufenen Dudelsackpfeifer zu entfernen — aber die Tänzerin trocknete ihre Thränen und lächelte so freundlich und aufmunternd, daß die Dudelsäcke um so lustiger klangen, und die beiden Musikanten avancirten statt zu retiriren.

Und wie die dunklen Wolken der Nacht vor dem Strahl der Morgensonne flüchten — flüchteten sich die düstern Wolken von der Stirne der schönen Tänzerin, vor dieser lärmenden und possirlichen Musik der Savoyarden, — und auf dem Mündchen, das vor einigen Minuten noch das tiefste Weh des Herzens aussprach, spielte jetzt die ganze Heiterkeit der Jugend.

Die beiden Dudelsackpfeifer verfolgten ihren Sieg — sie spielten ein lustiges Stückchen nach dem andern auf,

und als sie endlich auch ihr Lieblingsstückchen, das Freiheitslied der Carbonari anstimmten, wurde die Heiterkeit allgemein, und Niemand bemerkte den Gast, der sich zu diesem Konzert eingefunden, und sich überrascht und schweigend in der Tiefe des Salons hielt.

Es war eine hohe männliche Gestalt, in einen grauen Mantel gehüllt — ein Jüngling von zwanzig bis einundzwanzig Jahren — mit einem geistreichen, jugendlichschönen Antlitz, von blonden Locken beschattet — aber das große, sprechende Auge hatte seinen Glanz verloren, und das schöne bleiche Antlitz hatte der Tod bereits mit dem Stempel der Vernichtung gezeichnet.

Der bleiche schöne Jüngling war Josef Karl Franz, Herzog von Reichstadt, Sohn Napoleons, Kaisers von Frankreich und der Erzherzogin Maria Louise von Oesterreich, den man in einer goldenen Wiege mit dem Namen eines Königs von Rom begrüßte.

Ein pfeifender, trockener Husten verrieth den hohen Gast.

Laut aufjauchzend eilte die junge Künstlerin auf ihn zu, und bot ihm mit einem herzlichen Willkommen das kleine, zarte Händchen, das der Herzog an die bleichen Lippen drückte, die ihr so oft das süße Wörtchen Liebe zugelispelt.

Sidonie kannte den Jüngling nicht, dem in der Stunde der Geburt die Krone der Erde als Erbe zugewiesen war.

Wohl aber erkannte sie an den Grabesröschen, die auf seinen bleichen Wangen blühten, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei.

„Da hätten wir ja das rechte Mittel gefunden, Ihren flüchtigen Frohsinn zu seiner Fahne zurückzurufen, mein kleiner Hauskommandant!“ sagte der Herzog scherzend, und die Anwesenden artig grüßend. „Auch mich begeistern Freiheitslieder, wenn sie die Wangen, statt die Erde rölhen.“

„Pst! Sie vergessen, daß Fürst Metternich dergleichen Begeisterungen streng verboten hat,“ erwiederte die Tänzerin, indem sie ihre Hausgenossen dem Herzog vorstellte, und ihn zu einem Divan führte, auf welchen er sich ermüdet niederließ.

„Wenn ich Sie auch zum ersten Male sehe, so ist mir Ihr Schicksal doch nicht fremd, Madame,“ sprach der Herzog mit achtungsvoller Theilnahme zu Sidonien. „Meine schöne Therese hat geplaudert — und Sie können ihr das nicht verargen, denn wovon das Herz voll ist, strömt der Mund über, sagt das Sprichwort. Der kleine hübsche Spielmann da, wahrscheinlich Ihr Sohn, Madame? Ei freilich! die Natur hat ja Mutter und Sohn mit einem Griffel gezeichnet. Unser Vaterland, mein junger Freund?“

„Ich bin ein Franzose, mein Herr.“

„Ei — da sind wir ja Landsleute — wenn ich auch mein theures Vaterland niemals wiedersehen darf. Auch ich habe eine liebevolle Mutter — auch ich bin eine

vaterlose Waise — auch ich habe Feinde, wie Du, — wir sind beinahe Schicksalsgefährten, mein armer Knabe."

„Sie werden unsern kleinen Karl stolz machen, mein Freund," bemerkte die junge Künstlerin.

„Also Karl nennt man Dich?"

„Charles, mein Herr!"

„Er nennt sich Charles — dieser alte Savoyarde nennt ihn Carolo — ich als gute Deutsche Karl —"

„Und ich als seine Mutter sollte ihn Schmerzenreich nennen. Viele Namen und dennoch keinen Namen!" sagte seufzend Sidonie.

„Ei, wer keinen Namen hat, muß sich einen Namen machen!" meinte der Herzog. „Einen ehrenvollen Namen, wenn mir Deine gute Mutter erlaubt, für Deine Zukunft zu sorgen."

„Wie mein Herr?" fragte befremdet Sidonie.

„Die große Kaiserin Maria Theresia hat in dem allezeit getreuen Wiener Neustadt eine Militärschule gestiftet, aus der unsere wackersten Offiziere hervorgegangen sind. — Es würde sich vielleicht ein Plätzchen für Dich in dieser Schule finden, wenn Du Lust hättest, Soldat zu werden, mein kleiner Kamerad?"

„Mit tausend Freuden!" rief entzückt der Knabe.

„Es genügt, wenn es Dir nicht an Neigung fehlt — denn an Muth fehlt es Dir nicht, das weiß ich, mein kleiner Carbonari!"

„An Muth, gegen Gefahren zu kämpfen, fehlt es mir allerdings nicht," erwiederte der Knabe plötzlich

kleinlaut, „wohl aber an Muth, meine arme Mutter zu verlassen.“

„Deine gute Mutter wird stets in Deiner Nähe weilen, und in Deine Arme eilen, so oft es Dein Herz begehrt.“

„Deine Mutter wird glücklich sein, wenn sie Dich glücklich, und geschützt vor Deinen Feinden weiß, mein Sohn!“ rief freudig bewegt Sidonie. „O mein Herr,“ fuhr sie fort, indem sie die zarte abgemagerte Hand des Herzogs an die Lippen drückte. „Gott mache Sie so reich an frohen Jahren, als mein Auge heute reich an Freudenthränen ist!“

„Zuviel, zuviel! Ich bin mit frohen Stunden zufrieden,“ antwortete der Herzog milde lächelnd.

„Und was sagst denn Du dazu, Vater Matteo?“ fragte der Jüngling seinen alten Gefährten.

„Sangue di Christo!“ murmelte dieser, dicke Thränen verschluckend. „Ich wollte, ich wäre um zwanzig Jahre jünger, um Dir mit dem Schießprügel auf der Schulter folgen zu können, bis mir eine ehrliche Kugel den Weg in die Ewigkeit bahnt.“

„Morgen in der Mittagsstunde erwarte ich Dich im kaiserlichen Park, mein junger Freund, um Dir mein Wort zu lösen,“ sagte der Herzog, indem er sich erhob, und zum Scheiden anschickte. „Gute Nacht, meine Freunde — gute Nacht, meine schöne Therese! Gerne wollte ich noch ein Stündchen länger bei Euch verweilen, aber ich fürchte meinen Arzt, dem ich den Ausflug in diesem kalten stür-

mischen Wetter verschweigen muß, wenn ich nicht recht derb ausgescholten werden will."

Nach einem herzlichen Abschied von der jungen Künstlerin, verließ der Herzog den Salon.

„Wer ist dieser edle, menschenfreundliche, junge Mann?" fragte Sidonie.

„Der Sohn des Mannes, vor dem einst Europa zitterte, und der dem gastfreundlichen England, am fernen Meeresstrande ein einsames Felsengrab verdankt."

„Der König von Rom!" riefen staunend und überrascht die Gäste der jungen Künstlerin.

„Sein Purpur ist ein Leichentuch — seine Krone ein Cypressenkranz und sein Reich das Grab!" sagte diese mit thränenerstickter Stimme, indem sie in heftigster Gemüthsbewegung Sidonien in die Arme sank.

Drittes Kapitel.

Die Schlange und ihr Schatten.

So kalt und ernst wie die Nacht — so warm und heiter war der Morgen.

Hat der Himmel geweint — dann erst lächelt die Sonne und küßt liebevoll seine Thränen.

Ja, sie küßte die Thränen des Himmels, die auf dem üppigen Grün und den duftenden Blumen des kaiserlichen Parkes glänzten.

Auf den Bäumen zwitscherten die Vögel und unter den Bäumen zwitscherten die Menschen, die lustig die breiten Alleen auf und nieder wandelten, und den alten Herrn mit den milden, blauen Augen ehrfurchtsvoll grüßten, der schon am frühen Morgen durch den großen Garten trippelte und unermüdet freundlich den alten abgegriffenen Hut vor Jedermann zog, gleichviel ob er Stern und Ordenskleid oder Kittel und Bettelsack trug.

Der alte, freundliche Herr mit den milden, blauen Augen, dem alten Hut und dem fadenscheinigen Oberrock

war Franz der Erste, der schwer geprüfte Kaiser von Oesterreich.

Hin und wieder sprang der alte Herr lachend auf die Seite, um einem Paar Lakaien auszuweichen, die mit einem zierlichen Kinderwagen daher galoppirten, aus welchem ihm ein allerliebster kaum zweijähriger Knabe hüpfend die Händchen entgegenstreckte.

Nun, der kleine Knabe war auch ein gewaltiger Mann — ja, er ist es jetzt erst recht, das werden uns selbst die Preußen glauben, wenn wir ihnen sagen, daß er Franz Joseph heißt.

Nicht nur Vater Franz und seine Kinder — nicht nur die zahmen Menschen, auch die wilden Thiere der kaiserlichen Menagerie erfreuten sich in ihren Käfigen des schönen Frühlingmorgens.

Es waren nur zwei Personen, die diesen Bestien einen Morgenbesuch machten. Die eine dieser Personen war eine stattliche Dame, die trotz der vier Jahrzehente, die sie fast zählen mochte, unberührt vom Zahn der Zeit, die ewige Jugend und Schönheit einer Ninon bewahrt zu haben schien.

Sie stand am Käfig eines afrikanischen Löwen, der von ihrem großen, schwarzen, glänzenden Auge, wie von dem Auge der Schlange im Urwalde, gezähmt und gefesselt zu sein schien, und sich fast knechtisch vor ihm krümmte.

Die andere der beiden Personen war ein Mann, eben so häßlich als die Dame schön war.

Er stand vor dem Käfig der schwarzen Hyäne, das tückische, lauernde Katzenauge in dem braunen, wilden, von Narben durchkreuzten Antlitz auf die Dame gerichtet.

Der Mann vor dem Käfig der schwarzen Hyäne war selbst eine Hyäne — Paolo Leonardi, die schwarze Hyäne Kalabriens.

Die stattliche Dame war Bianca Grünwald oder Bianca di Carabelli, die schöne venetianische Schlange mit dem bösen Auge.

Die venetianische Schlange verließ den afrikanischen Löwen und näherte sich, gedankenvoll vor sich hinbrütend, der schwarzen Hyäne der Heerstraße und des Waldes.

„San Francesko möge über Euch wachen, schöne Signora!" grüßte freundlich grinsend der Bandit.

„Paolo — Du hier?" stammelte Bianca erbebend und zur Marmorbüste erstarrend, als sie sich ihrem entsetzlichen Verfolger gegenüber sah.

„Ei, wo denn sonst? So lange Euch nicht die ewige Finsterniß umhüllt, bin ich verdammt Euer Schatten zu sein, meine schöne, heilige Bianca di Carabelli."

„Entsetzlicher, was rettet mich vor Dir?"

„Vielleicht ein paar Tröpfchen jenes Arcanums, das Ihr einst dem greisen Pfarrer von Tharand in den kühlenden Trank gemischt. Oder ist Euch das schöne Kristallfläschchen in der Villa verloren gegangen, wie Eure Memoiren und Briefe, schöne Signora?"

„Heilige Madonna, diese Papiere —"

„Hat Euch die Pfarrerstochter von Tharand entwendet — aber die interessante Lektüre hat ihr den Kopf verwirrt und sie in's Tollhaus gebracht."

„Und die Briefe —"

„Fürchtet nichts — Memoiren und Briefe sind gut aufgehoben. Ich trage sie hier auf meinem Herzen, um nach und nach Euer Ehebett damit zu segnen."

„Wie? Du wolltest —"

„Eurem Herrn Gemal das Gift in Tropfen bieten, wie Ihr dem Pfarrer von Tharand, schöne Signora. Nach dem Gemetzel am Fuße der Apenninen habe ich Eurem Eheglück ein memento mori zugerufen — da fing es an zu kränkeln und so wird es fortkränkeln, denn meine Tröpfchen werden es langsam sterben machen, langsam und qualvoll, wie meine Liebe im Bagno starb."

„Durchbohre mein Herz, Entsetzlicher!" hauchte Bianca.

„Wenn Euer Tod mich versöhnen könnte, hätte mein Dolch schon längst den Weg zu Euch gefunden," antwortete dämonisch der Bandit. „Wir wollen warten, bis der Erbe Carabelli's das letzte Kapitel Eures Romans gelesen hat — dann ist es Zeit zu sterben, und Euer Tod soll kein alltäglicher sein."

„Ich will mein Gold, meine Schätze mit Dir theilen, will Dich reich und glücklich machen — nur höre auf, mich zu verfolgen, und gib mir meine Memoiren zurück, Paolo!"

„Gebt mir meine Jugend zurück, Signora — meine Freiheit, die ich Euch vor zwanzig Jahren in den Wäldern Neapels opferte. Gebt mir die Geschmeidigkeit mei-

ner Glieder zurück, die die Kette und Peitsche im Bagno gelähmt — gebt den beiden Greisen das Leben zurück, die wir in Tharand gemordet — dann werden wir vielleicht Handels einig werden, meine heilige Bianca di Carabelli."

„Schone mich, Ungeheuer," hauchte verzweiflungsvoll die Venetianerin, „und ich will Dir mehr als meine Schätze geben — ich — ich will mein Versprechen lösen, das ich Dir einst in einer unglückseligen Stunde gab."

„Hahahaha!" lachte satanisch der Bandit. „Der süße Lohn ist bitter geworden, meine gefällige Signora, mich gelüstet nicht mehr nach ihm. — Nicht die elendeste Kupfermünze biete ich, wenn Ihr den geschändeten Leib zu Markte tragt. — Ich verschmähe und verachte Euch, wie Ihr einst mich verschmäht und verachtet habt. Das böse Auge kann noch jenen Löwen zähmen, über mich hat es Zauber und Gewalt verloren."

Die Dame lehnte ihr Haupt an die Eisenstäbe des Gitters, um ihre glühende Stirne zu kühlen.

Ach, wie gerne hätte sie jetzt zehn Jahre ihres Lebens für einen sichern Dolchstoß gezahlt.

Während sich Paolo an der Angst des Weibes weidete, dem er schon in der Villa Bianca in Tharand ein qualvolles Leben und einen grauenvollen Tod geschworen hatte — wurde seine Aufmerksamkeit auf ein hübsches Bürschchen gelenkt, das sich an den possierlichen Sprüngen und Capriolen der Affen im benachbarten Käfig weidete.

„Willkommen, willkommen, Carolo!“ rief katzenfreundlich der Bandit. „Bist Du denn so stolz geworden, daß Du für einen alten Kameraden keinen Gruß mehr hast, junger Herr?“

„Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals Dein Kamerad gewesen wäre,“ antwortete kalt und spröde der Knabe.

„Du scheinst jetzt glücklich zu sein, denn nur im Glück verleugnet man seine Freunde. Wenn ich mir das auch gefallen lassen muß — erwarte ich dennoch auf eine höfliche Frage eine höfliche Antwort, mein stolzes Bürschchen.“

„Frage — ich werde Dir keine Antwort schuldig bleiben, aber Du mußt sie nehmen, wie ich sie gebe, Paolo.“

„Wie geht es Deiner guten Mutter und unserem wackern Matteo?“

„Meine Mutter erbleicht, und Matteo knirscht mit den Zähnen, so oft sie den Namen Paolo Leonardi hören.“

„Corpo di dio! Warum? Deine Mutter hat mich nicht mehr zu fürchten und Matteo mir nicht mehr zu zürnen, denn ich bin ein gar frommer und gutmüthiger Mann geworden, seitdem ich den Wölfen der Apenninen entsprang.“

„Gut für Dich!“ antwortete kurz der Knabe.

„Auch für Dich!“ bemerkte grinsend der Bandit. „Sage mir einmal, Carolo, hast Du nie den Namen Bianca di Carabelli gehört?“

„Bianca di Carabelli? Ei ja wohl! Bianca di Carabelli soll eine schöne, aber sehr gefährliche Schlange sein, sagt meine Mutter.“

Die Dame am Gitter der schwarzen Hyäne erhob überrascht ihr Haupt, und richtete das böse Auge lauernd auf den Knaben.

„Ganz recht — eine schöne, aber sehr gefährliche Schlange,“ erwiederte lachend der Bandit. „Willst Du sie kennen lernen, Carolo?“

„Hier — im Käfig?“

„Nein — am Käfig — dort!“

„Was soll das heißen? Jene Dame —“

„Ist die schöne, aber sehr gefährliche Schlange Bianca di Carabelli, die ihr Gift im bösen Auge und auf der Zungenspitze trägt. Sie hat Deiner Mutter den Bräutigam entführt, sie in's Tollhaus gehetzt — und Du selbst hast ihr das schmachvolle Leben eines Bastards zu danken.“

„Allmächtiger Gott!“ rief schaudernd der Knabe, der plötzlich den Schleier gelüftet sah, in welchen seine Mutter vor ihm bis jetzt so schonungsvoll ihr Geheimniß gehüllt.

Manches wurde ihm klar, was ihm früher unklar gewesen — und das Wort Bastard hatte ihm die ganze Leidensgeschichte seiner unglücklichen Mutter verrathen.

Die Venetianerin umklammerte die Stäbe des Gitters, um nicht in ohnmächtiger Wuth zusammenzubrechen.

„Ich würde Dir noch mehr sagen, Carolo,“ fuhr der Bandit fort, „aber ich fürchte, Du könntest mir

meine schöne Schlange zertreten, und ich habe geschworen, ihr ihr eigenes Gift nur tropfenweise einzuflößen, um sie langsam verenden zu lassen. Diese Rache gehört mir!"

„Auch mir — auch mir!" hauchte der Knabe.

„Wohl gesprochen! Wenn Du auch ein kleiner Franzose bist, hast Du doch lange genug die Luft Kalabriens geathmet, um nicht die Hände in den Schooß zu legen, wenn es eine Blutrache gilt. Wohlan — ich bin kein Geizhals, und will Dich Theil nehmen lassen an meiner Rache. Weißt Du, wer Tobias Grünwald war, Carolo?"

„Meinst Du den Förster Tobias Grünwald in Tharand, der im Franzosenkriege den Tod des Märtyrers starb?"

„Denselben."

„Er war der Oheim meiner Mutter, die noch oft mit Thränen seiner gedenkt."

„Die drei Söhne dieses deutschen Patrioten sind tapfere Offiziere der österreichischen Armee, und kommandiren gegenwärtig die Wachtmannschaft des Schlosses Schönbrunn."

„Meine Verwandten —"

„Gib den Gedanken an diese Verwandtschaft auf, wie sie Dich aufgegeben, armer Junge. — Die Söhne des deutschen Patrioten verachten den Bastard des Franzosen Charles Claireau."

„Charles Claireau — er — er mein Vater?" rief der Knabe aufgeregt.

„Dein Vater — aber der heilige Borromeo von Arona bewahre jedes Menschenkind vor solchem Vater!"

„Barmherziger Himmel — jetzt begreife ich Alles!"

„O, noch lange nicht Alles, aber sei indeß mit dem zufrieden — es genügt, um Deine Rache nicht erkalten zu lassen."

„Sie ist die ewige Glut im Krater, wenn Du die Wahrheit sprichst."

„Die Wahrheit ist verbrieft in diesen Papieren," sagte der Bandit mit erhobener Stimme, indem er ein Päckchen aus der Brusttasche zog, einige Blätter aus demselben nahm und sie dem Knaben reichte. „Obrist Rudolf Grünwald ist der älteste der drei Brüder — gib ihm diese interessanten Notizen aus den Memoiren der schönen Bianca di Carabelli, und sage ihm, es ist das erste Kapitel eines großen Werkes, die Fortsetzungen werden nicht lange auf sich warten lassen."

Die schöne Schlange machte eine Bewegung, als ob sie sich auf eine Beute stürzen wollte — aber Paolo vertrat ihr hohnlachend den Weg, und sie zerfleischte sich selbst, denn ihre Lippen bluteten unter ihrem scharfen Gebiß.

Aber wer nicht springen kann, muß kriechen, um eine Beute zu erhaschen, mochte sich die schlaue Schlange gut bureaukratisch denken — denn sie faltete ihre Hände und bat mit dem ganzen Schmelz ihrer melodischen Stimme:

„Mir — mir die Papiere, Knabe!"

Sie bat umsonst.

Der Sohn der Pfarrerstochter von Tharand dachte an das Tollhaus bei Florenz, und antwortete der Dame mit stummer Verachtung.

Indem er ihr den Rücken wandte, bemerkte er in einer Allee den Herzog von Reichstadt, der langsam dahin schritt zwischen den Promenirenden, deren Blicke ihn mit der schmerzlichsten Theilnahme begleiteten.

Schnell entschlossen verließ der Knabe die Schlange und ihren Schatten, und näherte sich schüchtern dem jungen, kranken majestätischen Adler, der sich vielleicht bis zur Sonne erhoben hätte — wenn ihm die heilige Allianz nicht die Flügel gelähmt.

Der Herzog begrüßte den Knaben freundlich, und schritt mit ihm eine Seitenallee hinab.

Auch die venetianische Schlange entfernte sich — und dicht auf der Ferse folgte ihr ihr Schatten — der Bandit.

Viertes Kapitel.

Die Söhne der Ehre, und das Kind der Liebe.

Der Obrist Rudolf Grünwald hatte in seinem Paradiese am Fuße der Apenninen seine Heiterkeit und seinen Frohsinn zurückgelassen.

So oft sein schönes Weib die Arme um ihn schlang, erinnerte er sich immer der Worte, die ihm der Bandit in jener Blutnacht zugerufen:

„Rudolf Grünwald — denkt an Tharand zurück! Die venetianische Schlange, die Ihr Euer Weib nennt, vergiftete Euren Oheim, spielte Euren Vater seinem Mörder in die Hände, denn sie hatte Eurem ganzen Hause Vernichtung geschworen, um den Tod ihres Gemals an Euch zu rächen!“

Er wies diese furchtbare Anklage mit Entrüstung zurück — und dennoch konnte er sie nicht von der Tafel seines Gedächtnisses tilgen.

Wie glühend schlug einst sein Herz, wenn es sich in diesem schönen Auge spiegelte — jetzt fühlte er sein

Herz zu Eis erstarren, so oft er sich dem Zauberspiegel näherte.

Die Harmonie dieser Ehe hatte noch nicht gelitten, und dennoch war es eine Harmonie mit Dissonnanzen.

Wir sagen mit Schiller: es schlich ein finsterer Geist durch dieses Haus, in welchem der Friede herrschte — aber der Friede des Grabes.

Die drei Brüder, die wir da vereinigt in der Kanzlei des Schloßkommandanten wiederfinden, sind keine Jünglinge mehr — der Aelteste hat das vierte Jahrzehend bereits überschritten, und die beiden Jüngeren stehen nahe an der Grenze desselben.

Der Ernst des Kriegers spricht aus ihrem gebräunten Antlitz, und die Zeichen der Bravour und Tapferkeit schmücken ihre Brust.

Dank der Gnade des Monarchen — der Obrist und die Hauptleute Grünwald dienen in einem Regiment, und im Kreise ihrer Kameraden werden sie das Trifolium oder die Inseparablen genannt.

Die Brüder sprechen von ihren Abenteuern in der Romagna, von ihren Kämpfen mit Insurgenten und Banditen — nach und nach rufen sie sich längst verschollene Tage in's Gedächtniß zurück.

Sie träumen sich in ihre Kinderjahre — sprechen von ihrer lieben Heimat, ihrem wackern Vater und seinem frommen Bruder — von dem Stillleben im Pfarrhofe, und dem lustigen Treiben im Forsthause — von den Jägerburschen und dem verschmitzten Holzknecht Andreas — sie erinnern sich aller ihrer Jugendfreunde

und Diener — nur ihrer unglücklichen Base, der Pfarrerstochter von Tharand gedenken sie mit keiner Silbe.

Die arme Sidonie ist vergessen.

Die Mutter ist vergessen und verstoßen — wie ihr Bastard, der so eben furchtlos und militärisch grüßend in's Zimmer tritt.

„Von Seiner kaiserlichen Hoheit, dem Herzog von Reichstadt," sagt er, indem er dem Obrist eine Karte reicht, auf welche der Prinz einige Zeilen flüchtig hingeworfen hat.

Nachdem der Obrist dieselben gelesen, blickte er wohlgefällig auf den schönen Jüngling.

„Sie wünschen Soldat zu werden?" fragte er freundlich.

„Um einst gegen die Feinde Oesterreichs zu kämpfen," antwortete ohne Zögern der Gefragte.

„Auf Befehl Seiner kaiserlichen Hoheit sollen Sie der Militär-Akademie in Wiener Neustadt als Zögling zugewiesen werden."

„Eine Gnade, für welche ich Seiner kaiserlichen Hoheit ewig dankbar sein werde."

„Wann wünschen Sie einzutreten?"

„Anfangs August, wenn Sie erlauben, Herr Obrist."

„Die Direktion der Akademie soll von Ihrem Eintreffen verständigt werden. — Ihren Namen, junger Herr?"

„Charles."

„Ich meine Ihren Familiennamen — den Namen Ihres Vaters?"

„Diesen Namen werde ich mir erst im nächsten Franzosenkriege zu erbeuten suchen, mein Herr Obrist. Ich hoffe indeß mir auch mit dem Familiennamen meiner Mutter das Porteépée zu erwerben."

„Also — der Name Ihrer Mutter?"

„Sidonie Grünwald."

„Sidonie Grünwald!" wiederholten die drei Offiziere mit dem Ausruf der höchsten Ueberraschung.

„Die Tochter des verstorbenen Pfarrers von Tharand," ergänzte der Knabe ruhig und mit sicherer Stimme, „die noch immer an dem Biß einer schönen giftigen Schlange leidet, die ihr einst über den Weg gelaufen sein soll."

Die drei Brüder lächelten bitter.

Wilhelm und Albert dachten an Charles Claireau, und Rudolf unwillkührlich an Bianca di Carabelli, als der Knabe von dem Schlangenbiß sprach.

„Jüngling — ich warne Sie!" sagte der Obrist finster. „Sie wollen eine Bahn betreten, auf welcher der Leitstern eine unbefleckte Ehre ist — und Ihre Ehre wurde schon im Mutterschoß befleckt. Sie werden unter den Zöglingen der Militärschule keinen Gefährten finden, der Ihnen die Bruderhand bietet, denn das Kind der Liebe gilt dort als Kind der Schmach, als Paria, den man verhöhnt und verachtet, wenn er sich nicht in scheuer Ferne hält."

Charles erröthete — aber es war nicht die Glut der Scham, sondern die Glut des Zornes, die sich über sein Antlitz ergoß.

„Bin ich als Zögling der Militärschule ein Soldat, Herr Obrist?“ fragte er kalt und gelassen, obgleich das Herz in der Brust ihm bersten wollte.

„Soldat, indem Sie ihre Schwelle überschreiten.“

„Ich werde Waffen tragen?“

„Den Degen des Kaisers, ja.“

„Wohlan, mein Herr Obrist, mit dem Degen des Kaisers werde ich die Ehre meines Hauses vertreten — mit dem Degen des Kaisers werde ich mir Achtung ertrotzen — und den Degen des Kaisers werde ich mit dem Blute jedes Elenden färben, der an dem guten Klange des Namens zweifelt, den ich trage, wenn ich ihn auch einer armen und unglücklichen Dulderin verdanke.“

Die Söhne der Ehre blickten nicht ohne Achtung auf das Kind der Liebe, das mit flammenden Augen, fest und entschlossen, diese Drohung aussprach.

„Der Herzog von Reichstadt kennt die ganze Leidensgeschichte meiner armen Mutter,“ fuhr der Knabe fort, „aber er scheint nicht Ihrer Meinung zu sein, Herr Obrist. Er erinnert sich vielleicht, daß sein unsterblicher Vater keine Vorurtheile kannte, und daß unter seinen siegreichen Fahnen sich so mancher Paria den Marschallstab erwarb.“

„Wir haben keinen Napoleon, der unsere Vorurtheile bekämpft,“ erwiederte lächelnd der Obrist. „Sie müssen schon selbst mit ihnen fertig zu werden suchen. Viel Glück zum Marschallstab, junger Herr!“

Eine Handbewegung deutete dem Knaben seine Entlassung an.

Dieser zögerte jedoch, sich zu entfernen.

„Kennen der Herr Obrist einen Mann, der sich Paolo Leonardi nennt?“ fragte er bedeutungsvoll, indem er die Blätter der Memoiren aus der Brusttasche zog.

Statt des Obristen antwortete dessen Gemalin, die auffallend blaß und aufgeregt aus einem Seitengemach trat.

„Allerdings kennt der Obrist meinen entlaufenen Diener Paolo Leonardi,“ sagte sie, „der mich bestahl, beraubte, dem Bagno entsprang und endlich an der Spitze einer Banditenbande mich bedrohte, verfolgte und mir nicht nur mein Gold, sondern auch das Herz meines Gemals rauben wollte.“

„Ich bin nicht sein Richter,“ bemerkte der Knabe kurz, „aber Signora wissen —“

„Ich weiß, daß er Dein Lehrer und Genosse war im Lager der Insurgenten und in den Herbergen der Vagabunden. Fortan solltest Du aber dergleichen Begegnungen vermeiden, denn die Bahn, die Du zu betreten gedenkst, ist nicht der Hohlweg der Banditen, Knabe.“

„Banditen waren weder meine Lehrer, noch meine Genossen, Signora. Ich verachte Paolo Leonardi, wie Jeden, der auf krummen Wegen wandelt, — werde aber Niemanden ausweichen, dem ich auf geraden Wege, dem Wege der Gerechtigkeit begegne. — Ob ich auf diesem Wege dem Banditen meine Hand geboten, wird der Herr

Obrist Rudolf Grünwald entscheiden, dem ich diese Papiere zu überreichen versprochen habe."

Charles wollte sich dem Obristen nähern, aber rasch vertrat ihm Bianca den Weg, um ihm die verhängnißvollen Blätter zu entreißen, was ihr jedoch mißlang, denn ihr Gemal war ihr bereits zuvorgekommen.

„Vernichten Sie diese Papiere, Rudolfo!" hauchte die Dame bittend und mit ersterbender Stimme. „Sie kennen die Bosheit und Ränke dieses Elenden —"

„Beunruhigen Sie sich nicht, Madame," unterbrach sie der Obrist lächelnd, indem er die Blätter entfaltete. „Der Tempel unseres Glücks ist zu fest auf Vertrauen gebaut, um so leicht erschüttert zu werden."

Der Obrist las.

Athemlos richtete Bianca das große glänzende Auge auf sein Antlitz — aber dieses männliche Antlitz blieb kalt und ruhig, als ob es aus Marmor gemeißelt war.

Es blieb kalt und ruhig, und nicht ein Zug verrieth den Sturm, der in seinem ehrlichen Soldatenherzen tobte.

Es war Bianca's Handschrift, die er las — den Eid, den sie dem Papiere anvertraut, ihren Gemal Carabelli zu rächen, und die ganze Familie Grünwald mit Gift und Dolch zu vernichten.

Auch ihres schmachvollen Vertrages mit dem Banditen Paolo Leonardi war gedacht, wie des süßen Lohnes für das gelungene Werk.

„Nichts als eine Denunziation," sagte der Obrist gleichgiltig, indem er die Papiere sorgfältig verwahrte.

„Man spricht von geheimen Zusammenkünften der versprengten Carbonari.“

„Judas!“ murmelte der Knabe, und entfernte sich nach kurzem Gruße.

Bianca athmete auf, wie der arme Sünder, dem am Hochgerichte das Wörtchen Gnade erklingt.

Sie hoffte, und sollte verzweifeln — denn die giftige Saat des Banditen war auf einen fruchtbaren Boden gefallen.

Fünftes Kapitel.

Am Sarkophag.

Auf den Rath des Herzogs von Reichstadt hatte Charles sich ein paar Monate Frist erbeten, um sich mit den Vorkenntnissen auszurüsten, die von den Zöglingen der Militär-Akademie beansprucht werden.

Sein hoher Protektor schickte ihm tüchtige Hauslehrer, die an ihm einen fleißigen und gelehrigen Schüler fanden.

Der arme Bursche hat in kurzer Zeit Kenntnisse gewonnen, aber einen guten Theil seines Frohsinns verloren.

Ach — es hatte schmerzlich sein Herz getroffen, daß er von seinen Anverwandten gar so spröde, fast mit Verachtung, empfangen worden war.

Er gedachte der Warnung des Obristen, und fühlte, daß er einsam und verlassen auf seiner neuen Laufbahn wandeln würde.

Er sah den schweren Kampf voraus, der ihn bedrohte — den schweren Kampf gegen das Vorurtheil, das ihn mit dem Fluch der Geburt belastete.

Er war verdammt im Kreise seiner Mitschüler der Paria zu sein, um die Sünde seines Vaters zu büßen.

Der arme Knabe hatte Mühe, seiner geliebten Mutter die Thränen zu verbergen, die oft brennend heiß aus seinen Augen quollen — noch mehr, er mußte Glück und Frohsinn heucheln, um sie nicht zu betrüben.

Aber die Thränen, die die Mutter nicht sah, sah ihr treuer Diener Matteo. Der alte Spielmann schüttelte bedenklich den Kopf, so oft Carolo den seinigen hängen ließ.

„Corpo di bacco!“ polterte er eines Tages, als Sidonie ihren Dienst als Gesellschaftsdame der schönen Tänzerin Fanny angetreten hatte. „Wir müssen ein vertrautes Wörtchen mit einander reden, junger Herr.“

„Rede Du, ich werde hören, Vater Matteo,“ erwiederte der Jüngling.

„Nicht nur hören, auch antworten, wenn ich bitten darf.“

„Auch antworten. Was willst Du wissen, mein alter Freund?“

„Zum Teufel, wissen will ich, warum Du seit einiger Zeit ein Jammergesicht schneidest, wie ein Heiliger, der auf dem Rost gebraten werden soll. Kurz und gut, wissen will ich, was Dir begegnet ist, Junge?“

„Du bist ein Thor. Was sollte mir denn begegnet sein?“

„Irgend ein böser Geist vielleicht, der Dir den Frohsinn gestohlen und Dir das Lachen verleidet hat.“

„Du irrst Dich, Matteo.“

„Ich irre mich? Corpo di dio, glaubst Du etwa, ich weiß nicht, was Trübsal blasen ist? Willst Du mir etwa weiß machen, es sei Lacrimae Christi, was Dir aus den Augen tröpfelt, wenn Du die Nase in's Buch steckst?“

„Soll ich nicht traurig sein vor unserer nahen Trennung?“

„Trennung? I Du Lügenmaul, Du! Er spricht von Trennung, und weiß recht gut, daß wir ihm folgen werden, wie die Schwalbe dem Frühling folgt. Du pfeifst nicht aus dem rechten Loch, denn Dich hat ganz was Anderes verstimmt, mein junger Dudelsack. Sangue di Christo, wenn ich nicht wüßte, daß Du das Herz auf dem rechten Flecke hast, würde ich glauben, Du leidest jetzt schon am Kanonenfieber, ehe Dir noch der Regimentsschneider den weißen Rock angemessen hat.“

„Pfui, Matteo!“

„Nein, nein, das ist es nicht! Mein braver Carolo hat im Thurm von Astura nach dem Donner der Geschütze tanzen gelernt. Pulver und Blei fürchten wir nicht — eher den goldenen Käfig vielleicht, für den man den freien Vogel der Romagna, wie einen deutschen Gimpel, abzurichten sucht. Wenn das Deine Laune trübt, dann wirf Deine Bücher in's Feuer und greife wieder nach dem Dudelsack, denn besser ist es, die Leute tanzen zu lassen, wie wir pfeifen, als wir müssen tanzen, wie uns gepfiffen wird. Hab' ich nicht Recht, Carolo?“

„Beim Himmel, ja!“ rief Charles, von seinem Gefühl hingerissen; „besser, ruhig auf dem Bettelsack unter freiem Himmel schlafen, als sich in Palästen in stolzen Träumen wiegen, bis Hohn oder Verachtung uns weckt.“

„Hohn und Verachtung?“

„Was hätte der Bastard, der Paria Besseres zu erwarten?“

„Heiliger Borromeo von Arona — was sagst Du da?“ rief der alte Savoyarde bestürzt.

„Ich sage, daß Du mir kein Geheimniß mehr zu verbergen hast. — Ich weiß, Du meinst es gut mit mir, Vater Matteo, Du hast mit treuem, ehrlichem Herzen längst vergessen gemacht, was Du einst an mir und meiner Mutter verschuldet. — Aber unverzeihlich war es, den Sohn vor dem Palaste seines eigenen Vaters um Almosen betteln zu lassen. Beim allgerechten Gott, hätte ich in Rom gewußt, was ich heute weiß — ich hätte Herrn Charles Claireau die Goldstücke in's Antlitz geschleudert, mit denen er mir die Ehre meiner Mutter zu bezahlen glaubte.“

Der arme Matteo kroch zu Kreuze, und verfluchte den Zufall, der seinem Carolo ein Geheimniß verrathen hatte, das man ihm bis jetzt so vorsichtig verschwiegen.

Aber Carolo schlang die Arme um den Hals seines alten, treuen Freundes und Gefährten, beruhigte ihn, theilte ihm mit, was er am Käfig der schwarzen Hyäne von dem Banditen Paolo Leonardi erfahren hatte, und was ihm in der Kanzlei der Schloß-Kommandantur begegnet war.

Der arme Bursche weinte bitterlich, als er von seinen Verwandten sprach, die ihn verachteten und verleugneten — und der alte Matteo weinte noch bitterlicher als er, und Beide fingen um die Wette einander zu trösten an.

„Was soll jetzt geschehen?“ fragte endlich schluchzend Matteo. „Bist Du noch immer entschlossen, in den Käfig zu kriechen, den man Dir angewiesen hat, um Dich von naseweisen Maulaffen bespötteln zu lassen?“

„Ich muß, Vater Matteo, ich muß — meiner guten Mutter zu Liebe. Aber leugnen kann ich es nicht, daß ich lieber noch einmal, mit dem Dudelsack unter dem Arm, die elende Schule der Unglücklichen, als diese glänzende Schule der Glücklichen durchlaufen möchte.“

Und die beiden Spielmänner weinten abermals — aber da oben in dem prunkvollen Salon weinte man auch, und noch tausendmal bitterer als die da unten in ihrem bescheidenen Kämmerchen, — denn man weinte am 22. Juli 1832.

Ein Offizier mit dem Trauerflor am Arme, hatte so eben der schönen Künstlerin Fanny die Nachricht gebracht, daß Seine kaiserliche Hoheit der Herzog von Reichstadt am Morgen dieses Tages verschieden sei.

Wir wollen den heiligen Schmerz dieser Jungfrau nicht schildern, der man die erste und einzige Liebe eines unentweihten Herzens zu Grabe trug.

Der reiche Lorbeer, den ihr die Mitwelt gespendet, hat ihr die Rosen ihrer Jugend, die lärmende Prosa

des Ruhmes die stille Poesie ihrer Liebe nicht ersetzen können.

Poesie war diese Liebe, wie das ganze Leben dieses fürstlichen Jünglings, der sein Haupt zur Ruhe legte, um allen Häuptern Europa's ihre Ruhe zu geben.

Der Sarg des Königs von Rom wurde in einem Saale des Lustschlosses Schönbrunn mit folgender Inschrift aufgebahrt:

A. XP. O.
AETERNAE. MEMORIAE
IOS. CAR. FRANCISCI.
DVCIS. REICHSTADIENSIS
NAPOLEONIS. GALL. IMPERATORIS
ET
MAR. LVDOVICAE. ARCH. AVSTR.
FILII.
NATI. PARISIIS. XX. MART. MDCCCXI.
IN. CVNABVLIS
REGIS. ROMAE. NOMINE. LAVDATI
AETATE. OMNIBVS. INGENII. CORPORISQVE
DOTIBVS. FLORENTEM
PROCERA. STATVRA. VVLTV. IVVENILITER.
DECORO
SINGVLARI. SERMONIS. COMITATE.
MILITARIBVS. STVDIIS. ET. LABORIBVS
MIRE. INTENTVM
PHTISIS. TENTAVIT
TRISTISSIMA. MORS. RAPVIT.

IN. SVBVRBANO. AVGVSTORVM.
AD. PVLCHRVM. FONTEM
PROPE. VINDOBONAM
XXII. IVLII. MDCCCXXXII.

In deutscher Uebersetzung:

„Zum ewigen Gedächtnisse Josef Karl Franzens, Herzogs von Reichstadt, des Sohnes Napoleons, Kaisers von Frankreich und der Erzherzogin Maria Luise von Oesterreich; geboren zu Paris am 20. März 1811, den man in der Wiege mit dem Namen eines Königs von Rom begrüßte, welchen, blühend durch Alter und alle Gaben des Geistes und Körpers, geschmückt mit einer hohen Gestalt, jugendlich schönem Antlitz, seltener Gefälligkeit der Rede, kriegerischen Studien und Bestrebungen erfolgreich zugethan, die Schwindsucht heimsuchte und ein bedauernswürdiger Tod auf dem kaiserlichen Landsitze Schönbrunn nächst Wien am 22. Juli 1832 hinwegraffte."

Ein gelähmter Flügel der Zeit — ein gebrochener Anker der Hoffnung — ein großes leeres Blatt der Weltgeschichte, ist der bleiche Jüngling, der da umstrahlt von tausend Flammen schlummert.

Es ist nicht die alte französische, sondern die junge deutsche Garde, die in diesem schwarz dekorirten Saale die Leichenwache hält — es sind nicht die Thränen bärtiger

Grenadiere, sondern die Krokodilsthränen glatter Diplomaten, die an diesem Sarge fließen — es ist kein Napoleon der Erste, sondern nur ein Napoleon der Zweite, der hier schlummert, und die schlauen Diplomaten hoffen, es wird ein Napoleon der Letzte sein.

Es ist kein korsischer Jupiter mit dem Blitzstrahl in der Faust — nein, der Engel des Friedens mit dem Oelzweig in der Hand — und dennoch zitterten sie einst vor ihm.

Und dennoch hetzten sie ihre Kouriere zu Tode — der König von Rom schläft — und die Gewaltigen trauerten im Kleide und frohlockten im Herzen.

Unter den Leidtragenden am Sarkophag bemerken wir drei Männer, denen wir auf unseren Kreuzzügen schon begegnet sind.

Der schlanke junge Mann in schwarzer Kleidung, mit dem Lippen- und Kinnbärtchen, kann kaum drei bis vierundzwanzig Jahre zählen, und dennoch haben Leidenschaften oder Erfahrungen schon seine Wangen gebleicht und in seine hohe männlich schöne Stirne tiefe Falten gegraben.

Er hält sich im Hintergrunde zur rechten Seite des Sarges, als ob er sich und seine Gedanken verbergen wollte — seine Gedanken! Welch' ein Sterblicher hätte sie aus diesem blutlosen ehernen Antlitz lesen können.

Die beiden Andern, die dem eben Geschilderten gegenüber zur linken Seite des Sarges standen, waren ein Mann in schwarzer bürgerlicher Kleidung, den man vielleicht für einen ehrlichen Magister gehalten haben

würde, wenn die von spärlichem Haarwuchs nur halb bedeckte Tonsur nicht den Priester verrathen hätte — und ein bejahrter Mann, der sich durch nichts als seinen langen Oberrock nach englischem Schnitt, und ein Gesicht bemerkbar machte, das an Katze und Fuchs erinnerte.

In den beiden Letzteren werden unsere geneigten Leser den Jesuiten und den englischen Agenten Vesterman erkennen, die wir in Cannes und im Thurm von Astura in politischen Missionen beschäftigt fanden.

Der Erstere mit dem blutlosen ehernen Antlitz, ist uns schon besser bekannt, denn wir haben ein gutes Stückchen Weg's durch's Leben mit ihm zurückgelegt, und können ihn nicht vergessen, wie die glatten Diplomaten hier am Sarge, die nur an einen Napoleon den Zweiten und Letzten denken.

Ja, sie haben den Dritten vergessen, der hier am Sarge des Zweiten steht, von dem er die Ansprüche auf die Krone des Ersten erbte.

Nicht so der Jesuit und der Agent.

Sie lispelten Gebete, aber das Lächeln der Höflinge spielte auf ihren Lippen — sie krümmten ihre Rücken, aber nicht vor dem Todesengel, der die bleichen Wangen des kaiserlichen Jünglings küßte, sondern vor dem Mann von Erz, der ihnen gegenüber stand.

Sie hatten den bekehrten Republikaner nicht vergessen, den der Eine im Interesse des heiligen Vaters, der Andere im Interesse des englischen Wollsacks am Gängelbande zu leiten hoffte.

Beide schlossen nicht mit einem lauten „Amen,“ sondern mit einen leisen „Vive l'Empereur!“ ihr Gebet.

Und er — der Mann von Erz?

Er beugte das Haupt vor dem schlummernden König von Rom, verließ den Saal und dachte vielleicht — an irgend einen vacanten Katheder, um den Schulmeister Louis Philipp zu versorgen.

Sechstes Kapitel.

Mademoiselle Gordon.

Jetzt erst fühlte sich Louis Napoleon berufen, den Bürgerkönig Louis Philipp und mit ihm die Dynastie Orleans zu stürzen.

Am Sarkophag des Königs von Rom hatte er den Stern der Napoleoniden wieder glänzen gesehen.

Es bedurfte nur eines kühnen Entschlusses, um sich zum Herrn der Situation zu machen. Hatte er doch seinen Namen und eine ruhmvolle Tradition für sich — genug, um die Franzosen unter seine Adler zu schaaren, und wie Julius Cäsar zu kommen, zu sehen und zu siegen.

Er hatte ja nur den Rubikon zu überschreiten!

Sich in diesen und ähnlichen tollkühnen Träumen wiegend, betrat der Prinz den kaiserlichen Park, unbekümmert um die zahlreichen Promenirenden, unter denen so mancher Vertraute des gewaltigen Fürsten Metternich und der durch ihn eben so gewaltigen Polizei sich befand.

Obgleich die Jesuiten dem Prinzen von der päpstlichen Regierung Amnestie erwirkt hatten — war sein Name noch immer nicht aus dem schwarzen Buche des Wiener Kabinets gelöscht.

Er war mit rothen Strichen als einer der gefährlichsten Republikaner bezeichnet, und für noch bedeutend gefährlicher hätte er gegolten, wenn man ihn als Prätendenten der französischen Krone gefürchtet hätte.

Etwas dergleichen mußte der staatskluge Metternich aber dennoch, wenn auch nicht fürchten, doch vermuthen, sonst hätte er den ohnmächtigen Republikaner nicht mehr für so gefährlich gehalten, um ihn der ganz besonderen Aufmerksamkeit seiner Polizei zu empfehlen.

Der Prinz schritt einige Male die schattenreichen Alleen auf und ab, dann ließ er sich auf eine Bank nieder, auf welcher kurz vor ihm eine tief verschleierte Dame in äußerst eleganter und geschmackvoller Toilette Platz genommen hatte.

Indem sie einen Blick auf den Prinzen warf, schien sie erstaunt und überrascht zu sein, und ein Buch entglitt ihrer Hand, mit dem sie sich zuvor beschäftigt hatte.

Indem Louis Napoleon das Buch aufhob und es artig der Dame reichte, blickte er auf den Titel desselben.

Es waren „die Memoiren von St. Helena."

„Madame scheinen sich am Sarge des Sohnes auch ein wenig für das Grab des Vaters zu interessiren," sagte er.

„Ich beweine Vater und Sohn, die unbarmherzige Menschen trennten, bis sie der barmherzige Tod mit

einander vereint," antwortete die Dame bewegt und mit jugendlich klangvoller Stimme.

„Der Tod darf sie vereinen, nicht das Grab," bemerkte der Prinz ironisch lächelnd. „Der gute Louis Philipp fürchtet sogar die Gebeine der Napoleoniden zu vereinen."

„Ihre Asche kann er in alle Winde streuen, nicht eine glorreiche Erinnerung, gegen welche er bis zum Ende seiner Tage zu kämpfen haben wird."

„Glauben Sie, Madame?"

„Ich glaube, daß kein Lampenlicht die Sonne vergessen machen kann in Frankreich."

„Die Sonne ist untergegangen."

„Um glänzend wieder aufzugehen. Nicht alle Adler sind gefallen auf der politischen Jagd. Man hat des Adlers Horst im Kanton Thurgau vergessen."

„Den Adler, der dort nistet, hat man matt gehetzt."

„Darum sollte er neue Kräfte sammeln, ehe er sich so tollkühn auf die Erde senkt," sagte die Dame bedeutungsvoll.

„Das ist wunderbar!" rief der Prinz, indem er die kleine, zarte Hand der Dame ergriff. „Mir ist's, als ob ich diese süße Warnungsstimme nicht zum ersten Male höre. — Wo sind wir uns im Leben schon begegnet, holde Zauberin?"

Die Dame antwortete nicht — aber sie reichte mit bebender Hand dem Prinzen eine welke Rose hin, die sie auf ihrem Herzen bewahrt hatte.

„Adele!" jauchzte er.

Die Dame erhob den Schleier und enthüllte ein jugendlich schönes Antlitz, auf dessen blühenden Lippen das reizendste Lächeln spielte.

Es war die berühmte Sängerin Adele Gordon, der der Prinz kurz vor seiner Abreise in die Romagna, nach einem Konzert in Baden-Baden, begeistert die Rose reichte, die er jetzt welk in seinen Händen hielt.

„Ich habe den jungen Adler, der im Kanton Thurgau horstet, nicht vergessen,“ lispelte sie.

„Dank, Dank!“ rief der Mann von Erz, der zu schmelzen anfing. „Mir ist es, als ob es mein guter Genius wäre, der mir hier am Sarge des Königs von Rom wieder freundlich lächelt.“

„Sie haben nicht ganz Unrecht, Hoheit — denn ich habe allerdings versucht, ein wenig Ihr guter Genius zu sein.“

„Im Ernste, meine reizende Adele?“

„Das heißt, ich habe zu Ihrem Besten Politik getrieben.“

„Das ist ein gefährliches Spiel.“

„Wer wagt gewinnt — und ich habe gewonnen.“

„Gewonnen?“

„Freunde, die ihr Blut für Sie zu opfern bereit sind.“

„Zum Beispiel?“

„Den Eskadronschef Parquin — den Obrist Vaudrey — die Herren von Querelles — Gricourt — Bouc —“

„Ha — alte, gute Degen!“

„Die bereit sind, dem Neffen wieder zu erobern, was sein Oheim bei Waterloo verloren.“

„Wie soll ich Sie denn belohnen, mein reizender Werbe-Kommandant?“

„Mit einer frischen Rose, die ich mir einst aus den Tuilerien holen werde.“

„Die Rose bietet Ihnen der Prinz — der Kaiser wird dankbarer sein. Den Marschallstab kann ich Ihnen zwar nicht versprechen — aber Sie werden auch mit einem schönen Marschall zufrieden sein, wenn man mich einst Napoleon den Dritten nennt.“

„Pst!“ rief plötzlich erbleichend die junge Dame. „Man beobachtet uns.“

„Immerhin! Was hätte ich zu fürchten?“

„Die Polizei, und es sind ohne Zweifel ihre Agenten, mit denen der häßliche Mensch dort spricht, der schon ein paar Minuten um uns herumgeschlichen ist.“

Der häßliche Mensch war Niemand Anderer als der Bandit Paolo Leonardi, dem der Prinz allerdings Ursache zu mißtrauen hatte.

Er erkannte den Judas, der ihn vor dem Tollhause bei Florenz an die Oesterreicher verkaufte, auf den ersten Blick — denn er hatte die Züge dieses Schurken mit fester Hand in sein Gedächtniß gezeichnet — und das Gedächtniß Louis Napoleons war von jeher ein eiserner Käfig, aus welchem noch keinem Gefangenen zu entfliehen gelang.

Aber hier rieth ihm die Vorsicht, selbst zu entfliehen, — denn es war immerhin möglich, daß man

ihn für unbestimmte Zeit vom politischen Schauplatz verschwinden ließe, wenn dem Verräther gelang, was ihm bei Florenz mißlungen war.

Rasch erhob sich der Prinz, drückte der jungen Dame innig die Hand — entsprang in eine Seitenallee und eilte der Hinterpforte des Parkes zu, die nach Hietzing führte.

Hier überrannte er einen jungen Burschen, der bei diesem Zusammenstoß einen Schrei der freudigsten Ueberraschung ausstieß.

Nicht minder überrascht war der Prinz, hier so unverhofft den Sohn seiner guten Sidonie wiederzufinden, der ihn so pfiffig bei Florenz in den Kärrner von Ankona verwandelte.

In der That — es war unser Charles oder Carolo.

Im Moment, wie damals, erkannte er die Gefahr, die dem Prinzen drohte, und eben so schnell entschlossen ergriff er seine Hand, zog ihn über die Straße hinüber und verschwand mit ihm hinter dem grünen Gitter jenes reizenden Landhauses, in welchem, wie wir wissen, unsere arme Sidonie ein gastfreundliches Asyl gefunden hatte.

So flink aber die beiden Schnellläufer auch waren, sie waren doch nicht flink genug, den Argusaugen Paolo Leonardi's zu entgehen, der ihnen mit seinen Begleitern fast auf den Fersen folgte.

Siebentes Kapitel.

Der Page des Prätendenten.

Auch die schöne Tänzerin Fanny hatte dem bleichen Jüngling im Sarge ein frommes und inniges „Auf Wiedersehen!“ zugelispelt und Wien verlassen, um ihre Thränen aus der Heimat in die Ferne zu tragen, und umrauscht von den Genien der Kunst, die Wunde verbluten zu lassen, die der Genius des Todes ihr geschlagen.

Die arme Sidonie hatte ihre jugendliche theilnehmende Freundin und ihren hohen mächtigen Beschützer verloren.

Wohl hatte der Herzog von Reichstadt die Aufnahme seines Schützlings in die Militär-Akademie gesichert — aber jedes Machtwort verhallt im Grabe — der Schützling hatte keinen Schutz mehr gegen Hohn und Kränkung zu erwarten.

Noch banger als das Herz des Sohnes schlug jetzt das Herz der Mutter der nahen Scheidestunde entgegen.

Auch Matteo hätte diese Scheidestunde gern bis in's nächste Jahrtausend verlegt, und arbeitete mit Händen und Füßen gegen den Käfig in Wiener-Neustadt.

In dieser Stimmung tauschten Sidonie und der alte Savoyarde ihre Gedanken aus, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde, und Louis Napoleon an der Hand des Knaben in's Zimmer trat.

„Himmel, seh' ich recht?" rief Sidonie eben so erfreut als bestürzt.

„Ja, meine theure Freundin, es ist Ihr Louis, den die Wiener Polizei so unverhofft an Ihre Adresse befördert hat," antwortete guter Laune der Prinz.

„Die Wiener Polizei?"

„Verfolgt Seine Hoheit," sprach besorgt der Knabe.

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht, meine gute Sidonie — es ist wahrscheinlich nur eine Aufmerksamkeit des Fürsten Metternich, der meine persönliche Bekanntschaft zu machen wünscht."

„O, scherzen Euer Hoheit nicht. Ihre Freiheit ist bedroht."

„Allmächtiger Gott!"

„Da haben wir's — sie sind schon im Garten. Der verdammte Schurke Paolo Leonardi will sich wieder eine Judasmünze verdienen."

„Der Elende!" rief Sidonie erbleichend und der alte Savoyarde zähneknirschend.

„Frisch auf, Vater Matteo — wir müssen den Prinzen schützen!"

„Corpo di dio, das versteht sich, mein Junge! Nimm Du die Feuerzange — ich nehme die Ofengabel!"

Der Prinz mußte laut auflachen über die Armirung seiner Tapfern — wurde jedoch, trotz seines Protestes, in demselben Augenblick in die anstoßende Kammer gedrängt, als Paolo Leonardi mit seinen Begleitern in's Zimmer stürmte.

„Ah, Signora," sagte er mit seinem katzenfreundlichen Grinsen, „ich fühle mich sehr glücklich, Sie hier in so blühender Gesundheit und Schönheit wiederzufinden."

„Die Signora würde sich eben so glücklich fühlen, wenn gewisse Leute wären, wo der Pfeffer wächst," erwiederte Matteo.

„Oder zwischen Himmel und Erde, auf der letzten Station zur Hölle," fügte Charles hinzu.

„Ei, ei, meine wackern Dudelsackpfeifer, das ist kein artiger Gruß für einen alten Freund und Gefährten."

„Vielleicht wirst Du einen Gruß mit der Feuerzange und Ofengabel artiger finden."

„Den Willkommen habt Ihr zu erwarten, wenn Ihr Euch nicht augenblicklich Eures Weges trollt."

„Keine Drohungen!" sagte Sidonie verweisend. „Was wünschen Sie, mein Herr?" fragte sie darauf mit möglichster Fassung den Banditen.

„Hahahaha, — wir wünschen ein paar Wörtchen mit dem Kärrner von Ankona zu sprechen," antwortete der Gefragte, indem er seine lauernden Blicke durch's Zimmer schweifen ließ.

„Hier ist keine Herberge für Kärrner.“

„Für gewisse Kärrner vielleicht doch. — Aber wer sucht, der findet, sagt das Sprichwort — Sie werden daher erlauben, meine schöne Signora, daß ich mich in jenem Kämmerchen —“

„Zurück!“ riefen drohend Matteo und Charles, indem sie dem Banditen den Weg zur Kammer vertraten. „Zurück, wenn wir nicht von unserem Hausrecht Gebrauch machen sollen!“

„Einen Augenblick Geduld!“ sagte Sidonie, von einem Gedanken ergriffen. „Ich weiß es, wen Sie suchen.“

„Hahahaha — den Kärrner von Ankona.“

„Sie suchen einen Banditen, der dem Bagno von Civita Vecchia entsprang,“ fuhr Sidonie mit fester, erhobener Stimme fort, „ein Ungeheuer, das die schwersten Verbrechen belasten, und, von einem bösen Weibe gedungen, vor achtzehn Jahren den greisen Pfarrer von Tharand meuchlings ermordete. Sie haben Recht, wenn Sie diesen Elenden endlich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit überliefern.“

Paolo Leonardi erbleichte — seine Begleiter schauderten, und Charles und Matteo blickten mit triumphirendem Lächeln auf Sidonie.

„Jetzt, mein Herr, durchsuchen Sie die Kammer,“ schloß diese. „Wenn Sie dort einen Unschuldigen an jenem Morde finden, werden wir Ihnen vielleicht sagen können, wo der Schuldige zu finden ist.“

„Der ist es nicht, den wir suchen,“ sagte Paolo ziemlich kleinlaut.

„Gleichviel!“ bemerkte Sidonie mit bedeutungsvollem Lächeln. „Man sucht zuweilen, was man nicht findet, und findet zuweilen, was man nicht sucht. — Thun Sie Ihre Pflicht, mein Herr.“

Der Bandit flüsterte seinen Begleitern einige Worte zu, und während diese die Schränke im Zimmer öffneten, trat er selbst in die Kammer.

Nach einigen Minuten allgemeiner Spannung und Erwartung kehrte er zurück.

„Die Kammer ist leer,“ sagte er. „Verzeihen Sie, Signora — ich habe mich geirrt.“

„Wir suchten den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, Madame,“ nahm jetzt einer der beiden Polizei-Agenten das Wort, „den dieser Mann im kaiserlichen Schloßpark gesehen und erkannt haben will, also einen politisch kompromittirten und keinen gemeinen Verbrecher. Wenn aber der Räuber und Mörder, von dem Sie sprachen —“

„Auch ich habe mich vielleicht geirrt,“ fiel Sidonie dem Sprecher in's Wort. „Aber ich bin die Tochter des ermordeten Pfarrers von Tharand, kenne seinen Mörder, und mir war es, als ob ich ihn kurz vor Ihrem Besuch an unserem Garten vorüber eilen sah. Ich fürchte, daß der Mörder meines Vaters, auch das Leben meines armen Sohnes bedroht — sollte ich diese Furcht begründet finden, werde ich um den Schutz der Behörde bitten, meine Herren. Das Ungeheuer wird der irdischen und ewigen Gerechtigkeit nicht entgehen.“

Mißmuthig brummend entfernten sich die Agenten, nachdem sie zuvor auch die verlassene Wohnung der Tänzerin durchsucht hatten, und mit ihnen Paolo Leonardi, der wie ein geprellter Fuchs aus dem Hause schlich.

Jubelnd stürzte Charles in die Arme seiner Mutter, indeß der alte Savoyarde den Dudelsack ergriff und in seiner Herzensfreude, unbekümmert um Metternich und seine ganze Polizei, das Freiheitslied der Carbonari dudelte.

„Der kommt uns so bald nicht wieder!“ frohlockte Charles.

„Wenn ihn Seiler's Töchterlein nicht umhalsen soll, wird er sich hüten!“ setzte Matteo hinzu.

„Es scheint, daß meine gute Sidonie böse Geister beschwören kann,“ sagte der Prinz, der erstaunt über die unerwartete Katastrophe aus der Kammer trat.

„So etwas dergleichen,“ schmunzelte Matteo. „Hat der Judas Sie gesehen, Hoheit?“

„Das mußte er wohl, wenn er seine Augen nicht in Kalabrien zurückgelassen hat, — was jedoch nicht der Fall ist, denn er hat im Park eine Probe von seinem guten Gesicht abgelegt.“

„Das sogar den Strick sieht, der weiß Gott in welcher Werkstatt für ihn gesponnen wird,“ bemerkte lachend Matteo. „Man hat ihm die Wahl gelassen zwischen Schweigen und Hängen, und Paolo ist ein Pfiffikus — er hat das Bessere gewählt.“

„Ich war zu der Drohung gezwungen, um Sie zu schützen, mein Prinz,“ sagte Sidonie. „Er wird es nicht

mehr wagen, Sie zu verfolgen, aber dennoch beschwöre ich Sie, so schnell als möglich Oesterreich zu verlassen, wo zwar nicht Ihr Leben, doch noch immer Ihre Freiheit gefährdet ist."

„Ja, es scheint gerathen zu sein, daß ich Herrn Metternich aus dem Wege gehe, bis er anderen Leuten aus dem Wege geht," antwortete Louis Napoleon. „Mein Geschick ruft mich nach England — aber ehe ich das Ufer der Themse betrete, habe ich noch eine Mission, mit der mich meine gute Mutter in Arenenberg betraut hat."

„Die Herzogin —?"

„Sie hat mir auf's Dringendste empfohlen, ihr ihre liebe Freundin Sidonie zuzuführen."

„O, meine gute, edle Fürstin!"

„Sie wissen, daß mir der Wunsch meiner Mutter so heilig ist wie das Wort Gottes — Sie werden mich also begleiten müssen, wenn ich nicht noch heute dem Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzler meine Visitkarte schicken soll."

„Und mein Sohn — mein Sohn?"

„Meine Mutter wird ihn beten, singen und tanzen lehren in Arenenberg."

„Sie scherzen, Hoheit."

„Nun, wenn nicht meiner Mutter, müssen Sie ihn mir anvertrauen, und ich werde ihn etwas mehr als beten, singen und tanzen lehren. Er soll mein Page, mein Edelknappe sein, bis ich ihn zum Ritter schlagen darf."

„Viktoria!“ jubelte der Knabe. „Das ist eine andere Schule, als der Kadetten-Käfig in Wiener-Neustadt! Eingeschlagen, Mütterchen, eingeschlagen!“

Stürmisch umschlang er den Hals seiner Mutter, daß sie sofort einwilligen mußte, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, von seinen Liebkosungen erdrückt zu werden.

Die drei Leutchen waren einig — aber Matteo? Er war wieder einmal gezwungen, sich verlegen hinter die Ohren zu kratzen.

„Und was geschieht denn mit mir?“ fragte er kläglich.

„Mit Dir?“ antwortete der Prinz. „Du sollst Hans am Scheidewege sein.“

„Am Scheidewege?“

„Rechts führt der Weg zum Sohne — links zur Mutter — welchen Weg willst Du einschlagen, Hans?“

„Rechts — rechts!“ schrie der alte Savoyarde rasch entschlossen. „Signora möge verzeihen, ich kann meinen Carolo nicht verlassen!“

„Wohlan denn — so sollst auch Du mich begleiten — als Diener meines Pagen allenfalls, bis ich Dich unter die Grenadiermütze stecken kann.“

Jetzt kam Matteo an die Reihe zu jubeln — er sprang wie närrisch mit seinem Carolo herum, und wenn der Prinz und Sidonie nicht ausgewichen wären, hätte er auch mit ihnen eine Galoppade getanzt.

„Also macht Euch reisefertig, meine Freunde,“ sagte Louis Napoleon, als der Page und der Grenadier aus-

gesprungen hatten. „Morgen mit Tagesanbruch steht mein Wagen hier vor dem Gartenthor."

„Vorsicht, Hoheit — Vorsicht!" bat Sidonie.

„Wir haben nichts zu fürchten," erwiederte lächelnd der Prinz. „Wir reisen mit der Extrapost der Jesuiten — und wer mit dieser fährt, fährt sicher und gut."

Der Prinz verließ die kleine Familie, die sich flink und lustig an's Einpacken machte.

Das war ein Singen, Jubeln, Umarmen und Küssen bis spät in die Nacht hinein, und als der Morgen graute, rollte richtig die Extrapost der Jesuiten mit englischem Vorspann zum Thore hinaus.

Achtes Kapitel.

Das Heimweh.

Dem Gemal der schönen Bianca wurden fast täglich ein paar Blätter ihrer berüchtigten Memoiren und Briefe in die Hände gespielt.

Wie der Bandit versprochen, wurde ihm das Gift tropfenweise zugezählt — aber nicht ein Schmerzenszug in seinem Antlitz — nicht eine Bewegung der Augenwimpern verrieth die Wirkung dieses Giftes, das, nach der Berechnung Paolo Leonardi's nicht den Obristen, sondern die schöne Sünderin langsam zu Tode martern sollte.

Aber die schöne Sünderin lebte dem Anschein nach, in ungetrübter Ruhe, obgleich sie in Todesangst die Träume ihres Gemals belauschte, und die Nächte schlaflos durchwachte, um nicht durch ihre eigenen Träume verrathen zu werden.

Wie ein Gespenst sah sie stets ihren unversöhnlichen Feind hinter sich, und das leiseste Geräusch rief ihr seine furchtbare Drohung in's Gedächtniß zurück.

So vergingen qualvolle Tage — Wochen — ihr Gemal kränkte sie mit keinem harten Wort — der Bandit schien verschollen zu sein und sie fing endlich wieder ein wenig freier zu athmen an.

Sie fand wieder Nächte, in welchen sie, wie in ihrem Paradiese an den Apenninen, sogar ruhig schlafen und von glücklichen Tagen träumen konnte.

Ach, wenn sie hätte ahnen können, daß ihre ganze Vergangenheit so offen da lag vor dem Auge ihres Gemals, wie das Buch der Verdammten vor dem Auge des Herrn, —

Wenn sie die beiden dunklen Gestalten belauscht hätte, die oft in mitternächtlicher Stunde in einer entlegenen Parthie des Parkes geheimnißvoll mit einander verkehrten, —

Und wenn ihr endlich die Allmacht ihr Auge verliehen hätte, um einen Blick in die nahe Zukunft zu werfen, —

Die schöne Sünderin hätte nicht so ruhig geschlafen und von keinen glücklichen Tagen geträumt.

Eines Tages tafelten die drei Brüder mit einander.

Rudolf war gesprächiger, als er lange gewesen — und Bianca nie liebenswürdiger, als sie heute als geschäftige Wirthin war.

Es schien sogar, als ob in diesem kleinen Familienkreise endlich wieder der Ton der Heiterkeit angeschlagen werden sollte.

Wie bei jedem Soldaten-Souper, wurden auch hier Toaste gebracht — aber sonderbarer Weise waren es hier nur die Todten, die die drei Brüder leben ließen.

Allen Tapfern, die in kalter Erde schlummerten, gleichviel ob sie Freunde oder Feinde waren, ob sie für die Wahrheit oder für den Wahn gefallen, wurde ein Lebehoch gebracht.

Auch für den ersten Gemal Bianca's, Obrist Nicolo di Carabelli, den der Kaiserjäger Rudolf Grünwald bei Aspern so gut auf's Korn genommen hatte, erklangen die Gläser — wenn auch die schöne Venetianerin ein wenig die Farbe wechselte bei diesem Toast.

„Vergeßt auch die Märtyrer für die deutsche Freiheit nicht, Brüder!" sagte Rudolf feierlich, indem er sich erhob. „Andreas Hofer, Palm, Eschenbach, vor Allen aber der deutsche Mann, der unseren Herzen am nächsten steht, unser wackere Vater — der greise Förster Tobias Grünwald — hoch!"

„Hoch!" riefen die Brüder, und wie die Tropfen im Glase, perlten die Thränen in ihren Augen.

Die schöne Sünderin erbleichte abermals. — Sie dachte an ihren zertrümmerten Wagen auf der Dresdener Straße und an den galanten Kapitän Charles Claireau.

„Hört mich, meine Brüder!" fuhr der Obrist fort. „Seitdem wir den Rock des Soldaten tragen, hat kein Wölkchen den Himmel unserer Eintracht getrübt. Wir haben redlich unsere Freuden und Leiden, unsere Hoffnungen und Wünsche mit einander getheilt."

„Treu und redlich!" riefen Wilhelm und Albert.

„Wie unsere Hoffnungen und Wünsche, theilen wir auch eine Sehnsucht mit einander — die heilige Sehnsucht nach der Heimat.“

„Unser reizendes Tharand!“

„Ach — wir werden es nicht mehr wiedersehen!“

„Doch, meine Brüder, doch! Noch in dieser Woche werden wir unser Vaterhaus begrüßen.“

„Du scherzest Bruder!“

„Seitdem ich mein Paradies in Kalabrien verließ, liegt der Scherz mir ferner, als die Sonne der Erde, als der Himmel der Hölle liegt,“ antwortete der Obrist ernst und düster, indem er einen vollen Pokal bis zur Neige leerte. „Unser gütiger Kaiser selbst hat uns den Urlaub bewilligt — er will seine Soldaten nicht am Heimweh kränkeln lassen.“

„Hoch — hoch der Kaiser!“ jubelten die Brüder.

„Wir werden unsere Jugendfreunde wiedersehen —“

„Unsere Berge und Thäler —“

„Das Forsthaus und den Pfarrhof —“

„Und die gastfreundliche Villa Bianca, in der uns die schöne Wirthin wie vor achtzehn Jahren die deutschen Römer kredenzen wird,“ sagte der Obrist. „Ei, warum denn so blaß, mein schönes Weibchen? —“

„Ich? Du irrst Rudolfo!“

„Ohne Zweifel! Die blaßen Wangen lügen, denn Dein Herz muß ja fröhlich dem Thal entgegenschlagen, in welchem Dich alle Armen einst als ihren guten Engel liebten und segneten. Wie werden sie jauchzen und

jubeln, wenn sie ihre barmherzige Samariterin wiedersehen!"

Die drei Brüder lächelten — aber es war das Lächeln des Hohnes, mit dem sie auf die schöne Sünderin blickten.

Sie, die Alles mit einander theilten, hatten auch ihre Geheimnisse mit einander getheilt.

Nicht Rudolf allein — auch Wilhelm und Albert hatten die Memoiren der Venetianerin gelesen.

Sie erkannte die furchtbare Ironie nicht, mit welcher ihr Gemal ihr huldigte — es war nicht der Argwohn, der ihre Wangen bleichte — nein, die Scheu vor den Gräbern, in welchen ihre Opfer schlummerten, war es, welche ihr Blut aus den Wangen zum Herzen trieb.

Aber so gewaltig diese Scheu auch war, erlag sie dennoch im Kampfe gegen die Hoffnung.

Die Hoffnung, ihrem Rachegeist zu entfliehen, dem die schöne Sünderin hier früher oder später wieder zu begegnen fürchtete.

Der Rachegeist konnte sprechen — aber die Todten sind stumm, wie die Erde, die sie deckt.

Der Obrist fuhr fort, die Tugenden seiner Bianca zu preisen, — aber seine Stimme war Eis und drang dennoch wie siedendes Blei in ihr Herz.

Sie spielte die Bescheidene und suchte zu erröthen.

Nach und nach erheiterten sich ihre Züge, und sie gewann endlich den Muth, das Vergnügen zu schildern, das sie sich von diesem Ausfluge in die sächsische Schweiz versprach.

Der Diener des Obristen brachte die Briefe, die mit der Abendpost eingelaufen waren.

Einer derselben trug das Postzeichen Arenenberg.

„Arenenberg? Stehst Du etwa mit der Familie Bonaparte in geheimer Verbindung?“ fragte Wilhelm.

„Vielleicht nur mit der Herzogin von St. Leu!“ meinte lächelnd Albert.

„Gegen diese geheime Verbindung müßte ich noch energischer als Metternich protestiren,“ scherzte Bianca. „Die Exkönigin von Holland soll noch immer reizend genug sein, um den Männern gefährlich zu werden.“

„Erinnert Ihr Euch noch des Burschen, der mir vor einigen Wochen für die Militär-Akademie in Wiener Neustadt empfohlen wurde?“ fragte Rudolf, nachdem er den Brief gelesen.

„Ah — der Schützling des Herzogs von Reichstadt!“

„Der Schützling bedarf keines Schutzes mehr in Oesterreich, er habe sich dem Schutze Louis Napoleons anvertraut, schreibt er mir. Er dankt für die ihm zugedachte Ehre und ziehe es vor, den Degen für ein Land schwingen zu lernen, in welchem der Mann mehr gilt als der Name, als für ein Land, in welchem das ewige Menschenrecht noch immer vergebens gegen veraltete Vorurtheile und blasirte Staatssatzungen kämpft.“

„Ein gelehriger Schüler der Carbonari. Der stolze Junge hat nicht umsonst den Feldzug gegen die Rechte des Thrones und des Altares mitgemacht.“

„Den Protektor, den er verloren, wird der Protektor nicht ersetzen, den er gewonnen.“

„Der Sohn des Kaisers Napoleon hat es jedenfalls ehrlicher mit dem Burschen gemeint, als der Neffe, der ihn nur zu einem rothen Republikaner erziehen kann."

Nicht mit einem Wörtchen hatten die drei Brüder angedeutet, daß sie hier von ihrem Blutsverwandten sprachen — aber dieser war nicht minder stolz — er verleugnete sie, wie sie ihn verleugneten.

Man trennte sich, nachdem man die Abreise für den nächsten Tag bestimmt hatte.

Der Obrist hatte noch Briefe zu schreiben und zu beantworten — er wünschte seinem Weibchen eine gute Nacht und recht süße Träume — und die schöne Sünderin träumte von einer gefangenen Schlange, die in ohnmächtiger Wuth gegen die Eisenstäbe ihres Käfigs sprang, bis sie an allen Gliedern gelähmt, in sich zusammenbrach.

Neuntes Kapitel.

Die drei Urlauber.

Vor der Ruine westlich von Tharand erhebt sich ein kleiner Hügel, den ein einfaches hölzenes Kreuzchen schmückt.

Wir kennen den Hügel mit seinem bescheidenen Kreuzchen, das man aus Pietät gegen kein stolzes Denkmal aus Marmorstein zu vertauschen wagte.

Auf dem Kreuzchen las man noch die Worte: „Hier starb der Förster Tobias Grünwald den Tod für's Vaterland."

Die Zeit hatte die paar Worte, die da mit schwarzer Farbe hingepinselt waren, noch nicht verwischt — wohl aber hatte sie einen allmächtigen Kaiser mit allen seinen Adlern und seinem ganzen Marschallstab hinweggeschwemmt.

Ein alter schon ergrauter Holzknecht tränkt die Blumen auf dem Hügel, und windet einen frischen grünen Eichenkranz um das Kreuz.

Wie einst drei Jünglinge, treten heute drei Männer und eine gar schöne stattliche Dame aus dem Gebüsch,

und blickten staunend auf den Knecht, der hier ein Allerseelenfest feiert und eine fromme Pflicht der Liebe oder Dankbarkeit übt.

Die drei Männer näherten sich rasch und bewegt, drücken mit herzlicher Innigkeit die harten Hände des Greises, und senkten ernst und schweigend die Kniee vor dem bekränzten Kreuz.

Nicht so die Dame.

Sie vermag ihre Kniee nicht zu beugen — eine unsichtbare Macht verhindert sie, diese heilige Erde zu schänden und dieses blutgetränkte Grab zu entweihen.

Der alte graue Knecht blickt auf die drei betenden Männer — eine Erinnerung nach der andern taucht in seinem Gedächtnisse auf — er träumt sich ein Jahr nach dem andern in seine Vergangenheit, bis in den Familienkreis des alten Försters Tobias zurück — da rollten plötzlich warme Thränen über seine braunen gefurchten Wangen — „Meine jungen Herren! meine jungen Herren!“ stammelte er lallend, und seine jungen Herrn sprechen Amen, und stürzen an das ehrliche Herz ihres alten Andreas, der mit ihrem Vater vor dem Kriegsgerichte stand, und seinen wackern Herrn nicht verrathen wollte, obgleich es ihm selbst an den Hals ging.

Ja es war der ehrliche Holzknecht Andreas, der den Franzosen so manche bittere Pille zu schlucken gab — der den Sergeanten durchprügelte, der ihn exerziren lehren wollte — der dann später als Hausknecht des Dresdner Gasthofes „zur Kaiserkrone“ die arme wandernde Sidonie mit ihrem Kinde so gastfreundlich aufnahm, dem

kleinen Franzosen ein lustiges Heiapopeia sang, und endlich der unglücklichen Pfarrerstochter von Tharand beim Abschiede alle seine ersparten Thaler in die Reisetasche prakticirte.

Ja, es war der verschmitzte Spitzbube Andreas, obgleich die Zeit seinen Nacken gebeugt und seine Haare fast weiß gefärbt hatte — sein ehrliches Herz hatte der Zeit ein Schnippchen geschlagen und sich nicht verändert, es schlug noch so warm und treu für Alle die er liebte, wie es vor Jahren geschlagen.

Wie freute sich der ehrliche Andreas, daß aus seinen jungen Herren so große Herren geworden waren! Wie stolz blickte er auf die vielen Ordensbändchen in den Knopflöchern — ja, wenn er sie selbst erobert hätte, hätte er die Nase kaum höher tragen können, als er sie jetzt trug.

Was gab es da Alles zu plaudern und zu erzählen auf dem Wege zum Kirchhof, denn auch das Grab ihres Oheims, des alten Pfarrers Sebastian mußten die drei Brüder besuchen, um auch dem Schatten ihres weisen Lehrers den Zoll der kindlichen Liebe und Verehrung darzubringen.

Auch diesem Grabe wagte sich die schöne Sünderin nicht zu nähern.

Sie fürchtete den Duft dieser Blumen einzuathmen, als ob sie das Gift in sich gesogen hätten aus dem Tranke, den sie dem Pfarrer gemischt.

Als man den Kirchhof verließ, beschloß man das Forsthaus zu besuchen, und Andreas ließ sich's nicht

nehmen, vorauszueilen und Lärm zu schlagen, damit seine jungen Herren in ihrem Vaterhause wie die drei Alliirten oder die heiligen drei Könige empfangen würden.

Und in der That — als sie anrückten, — standen Kasper, Martin, Veit, Lebrecht, Wenzel, kurz die ganze alte Garde des Forsthauses auf der Schwelle desselben, und hinter ihnen der Förster mit Andreas und der jüngern Mannschaft, und brüllten ihnen ein Vivat zu, wogegen das Vivat nach der Schlacht bei Leipzig nur ein leises Geflüster oder Gesäusel war.

O Vaterhaus!

Macht den Bettler zum König und baut ihm goldene Schlösser und Paläste in der Ferne, mit Freudenthränen im Auge und fröhlich klopfendem Herzen wird er die Hütte betreten, in der ihn Gott mit dem ersten Kuß einer liebenden Mutter in's Dasein rief.

Die Männer waren wieder Kinder geworden, so lebendig tauchten die Wandelbilder ihrer Jugend vor ihnen auf.

Da an dem braunen Tische saß Vater Tobias, behaglich aus seiner großen Meerschaumpfeife rauchend, und um ihm herum seine Söhne Rudolf, Wilhelm und Albert.

Vor Rudolf dem ältesten lag eine große aufgeschlagene Bibel, aus der er mit lauter Stimme die Offenbarung Johannes vorlas.

Hinter ihm stand der ehrwürdige Pfarrer Sebastian, der den Knaben verdeutschte, was ihnen in dieser Offen-

barung kauderwällisch klang, und es neben den Erklärungen auch an Belehrungen nicht fehlen ließ.

Dort war die Stelle, wo sie ihren Vater in die Arme schlossen und seinen Segen empfingen, als sie der Stimme Deutschlands folgten, die alle Jünglinge zu den Waffen rief.

Und dort war das Gartenfenster, durch welches Albert als schwedischer Soldat mit Blut und Schmutz bedeckt, von den kräftigen Armen seines greisen Vaters in's Zimmer gehoben ward.

Alle Freuden und Leiden ihrer Jugend durchlebten die drei Brüder noch einmal in ihrem Vaterhause, und es war schon nahe an Mitternacht, als sie dasselbe verließen, und noch in ihre Erinnerungen versunken, dem romantischen Thale zuschritten, in welchem die reizende Villa Bianca lag.

Als sie dieselbe erreichten, blieb die schöne Sünderin staunend und überrascht stehen.

Eine hohe dunkle Mauer umschloß die Villa, so daß sie eher einem Gefängnisse oder einem Kloster, als einem Sommerhause glich.

Eine Frage schwebte auf den Lippen der erstaunten Venetianerin, aber ehe sie noch das erste Wort gefunden, öffnete sich geräuschlos das große schwere Thor, — sie fühlte sich von ihren Begleitern vorwärts gedrängt, und hinter ihnen fiel das Thor wieder in seine Angeln zurück.

Zehntes Kapitel.

Die Schlange im Käfig.

Am Arm des Obristen, der den Ihrigen wie eine eiserne Klammer umschlossen hielt, trat sie in das Innere des Hauses, das von ein paar armseligen Lampen traurig und düster beleuchtet war.

Alles, was an Luxus und Uebermuth erinnerte, war beseitigt worden, — roh gezimmerte Tische, Stühle und Schränke hatten die kostbaren Möbel von Palisander ersetzt, und die Zimmer einer Dame von Rang und Stand schienen in Zellen der Sträflinge umgewandelt zu sein.

Der Saal, in welchem die sinnliche Venetianerin früher ihre Orgien gefeiert, hatte seine Teppiche und Tapeten verloren, und glich in seiner schwarzen Bekleidung, mit dem Kruzifix und dem Gebetbuch auf dem Tische einer großen Leichenkammer, oder einer Armensünder-Stube, in welcher ein zum Tode Verdammter sich mit seinem Gott zu versöhnen, und zur Reise in die Ewigkeit vorzubereiten hat.

Nur eine von allen Herrlichkeiten hatte die Hand des Zerstörers nicht berührt — es war das Bild des neapolitanischen Obristen Nicolo di Carabelli, der in seinem glänzenden Rahmen mit lächelndem Hohn auf die schöne bleiche Sünderin blickte.

Dieser entrangen sich endlich einige Worte aus der krampfhaft zusammengepreßten Brust.

„Heilige Madonna!“ stammelte sie. „Was hat das zu bedeuten?“

„Es bedeutet ein Leichenhaus, in welchem Du lebendig eingesargt bist,“ antwortete der Obrist mit eisiger Ruhe. „Bianca di Carabelli, die Stunde der Vergeltung hat geschlagen.“

„O mein Gott — mein Gott!“ hauchte sie. „Ich verstehe Dich nicht Rudolfo!“

„Buhlerin — Giftmischerin — Mörderin schuldloser Greise — zum ersten Male in meinem Leben verletze ich meine Pflicht — ich entziehe Dich dem Hochgerichte, um die Ehre meines Hauses zu retten. Gib mir meinen Namen zurück Weib, den Du von mir erlistet, und ich werde den Henker um kein Tagewerk verkürzen.“

„Man hat mich verleumdet, mein Rudolfo!“

„Keine Ränke und Lügen retten Dich mehr, Schlange. Deine Memoiren und Briefe, die Du mit Deinem Buhlen gewechselt, sind in meinen Händen, und Dein Mitschuldiger ist bereit als Zeuge gegen Dich aufzutreten, selbst wenn er mit Dir das Schaffot besteigen müßte.“

„Unmöglich! Wer sollte es wagen —“

„Ich, Signora, ich!“ antwortete kriechend freundlich Paolo Leonardi, der mit drei unheimlichen Gesellen in den Saal trat. „Und wenn ich allein Ihnen nicht genüge, stehen Ihnen hier meine Kameraden zu Diensten. — Es sind alte Bekannte, die Sie einst gedungen hatten, die Brüder Grünwald in's bessere Jenseits zu befördern.“

„Si, Signora, si!“ sagten eben so freundlich nickend die drei Banditen, welche in der That dieselben waren, die wir nach der Schlacht bei Leipzig vor der Ruine bei Tharand zum Meuchelmorde gerüstet fanden.

„O fort — fort mit den Entsetzlichen!“ bat erbebend Bianca.

„Mit nichten, Madame — Sie werden sich an sie gewöhnen müssen,“ erwiederte kalt der Obrist. „Diese Banditen waren Ihre Genossen, und sollen Ihre Genossen bleiben bis an's Ende Ihrer Tage. Sie werden künftig nur mit ihnen verkehren. Sie haben Sie zu bedienen — für Ihre Bedürfnisse zu sorgen und streng zu wachen, daß Sie Ihrem Käfig nicht entschlüpfen, schöne Schlange.“

„O, wir sind vorsichtige Wärter,“ schmunzelten die Banditen.

„Sollte es Ihnen aber dennoch zu entfliehen gelingen, dann werde ich weder Sie noch mich schonen, und gebe ohne Bedenken selbst die Ehre meines Hauses preis. Ich werde Sie finden, und wenn ich Sie bis zum Nordpol verfolgen müßte, um Ihnen als Kläger gegenüber zu treten. Hüten Sie sich!“

Bianca faltete die Hände und richtete ihre Blicke, um Erbarmen flehend, auf die Brüder ihres unbarmherzigen Richters.

Aber auch sie blieben kalt und ungerührt — das schöne böse Auge hatte seinen Zauber verloren.

„Hier, Madame, sind Ihre Schätze, Ihre Juwelen —" fuhr der Obrist fort, indem er ein Kästchen auf den Tisch stellte, das einer der Banditen unter dem Mantel getragen. „Ich stelle Ihnen Ihr Vermögen zurück, wie Sie es mir zugebracht, und Sie werden mir das Zeugniß geben müssen, daß ich gut hausgehalten habe, und ein gewissenhafter Verwalter war."

Mit einem Schrei des Triumphes warf sich Bianca auf das Kästchen — Blitze zuckten aus ihren Augen — sie hatte den goldenen Schlüssel ihres Kerkers in Händen.

Der Obrist lächelte verächtlich.

„Täuschen Sie sich nicht, Madame," sagte er. „Ihr Gold ist Ihnen hier das, was dem Tauben die Musik, und dem Blinden die Farbe ist. Nochmals warne ich Sie — denken Sie nicht an Flucht, Madame! Beim allmächtigen Gott schwöre ich Ihnen, Sie würden Ihrem Kerker nur entspringen, um Ihrem Henker in die Arme zu laufen! Leben Sie wohl auf ewig!"

Die Brüder wandten sich der Thüre zu, um sich zu entfernen.

Von namenloser Angst und Grauen ergriffen, stürzte ihnen Bianca nach und zu den Füßen ihres Gemals.

„Gnade! Erbarmen!" rief sie mit erstickter Stimme.

„Keine Gnade! Kein Erbarmen! Wir haben einen Vater und Oheim zu rächen!“

„So tödte mich, mein Rudolfo, tödte mich!“

„Nein, Du sollst leben — leben, um zu büßen und zu bereuen!“

„Wohlan — ich bereue!“ rief die Unglückliche, indem sie sich rasch und mit den funkelnden Augen einer Wahnsinnigen erhob. „Ich bereue, daß ich meinen Schwur gebrochen, und nicht auch Euch ermorden ließ, als ich Euch zum ersten Male sah!“

Die Brüder hörten die zischende Schlange nicht mehr. Sie hatten sich entfernt, um sich in ihrem Vaterhause ein Nachtquartier zu erbitten.

„Er wird es nicht wagen — nein, nein, er kann es nicht wagen, ein Weib, das seinen Namen trägt, des Mordes anzuklagen,“ murmelte die schöne Sünderin vor sich hin, dann wandte sie sich plötzlich an ihrem lauernden Dämon, der sich mit unbeschreiblicher Wollust an ihren Qualen weidete.

„Paolo Leonardi!“ rief sie.

„Signora befehlen?“ fragte dieser demüthig.

„Oeffne mir das Thor!“

„Die Nachtluft ist zu kalt und feucht, Signora.“

„Ich theile meine Schätze mit Dir.“

„Oh!“

„Nimm Alles — ich zahle Dir meine ganze Habe für meine Freiheit!“

„O Santo Borromeo! Zu wenig, zu wenig!“ erwiederte der Bandit kläglich. „Und wenn das Kästchen

mit Diamanten so groß wie die Hühnereier gefüllt wäre — zu wenig! Es wären ja kaum die Zinsen für das Kapital, das ich bei Signora angelegt."

„Welche Tollheit!"

„Hehehehe — Tollheit sagt sie, Kameraden! Toll wären wir allerdings, wenn wir uns mit unserem eigenen Gelde bestechen ließen."

„Was sagst Du, Elender?"

„Gott schenke Ihnen ein langes Leben, Signora — aber ich fürchte, die Heiligen haben Ihre Tage gezählt — wir werden bitter weinen, und — und —"

„Nun? Ende!"

„Wir werden bitter weinen, und — Sie beerben, schöne Signora."

„Ihr — Ihr Banditen?"

„Ja, wir Banditen. Bemühen Sie sich nicht, ein Testament zu machen, denn nicht Sie — wir haben hier einen letzten Willen, schöne Signora."

Wenn die Blicke der Venetianerin Pfeile gewesen wären, hätte der Bandit schwerlich mehr an eine Erbschaft gedacht.

„Wir wollen jetzt an unsere Hausordnung denken, Signora. Ich werde, wie vormals, Ihr Vertrauter und Factotum sein — Ludovico wird uns als Mundkoch dienen, er war einer der berühmtesten Köche im Bagno und auf den Apenninen — Pietro kann ich Ihnen als Hausarzt empfehlen, er hat die Medizin früher in einer Barbierstube studirt, und da es uns an weiblichen

Domestiken gebricht, soll Ihnen Roberto als Kammerjungfer dienen."

Dieser Roberto, dem die süße Pflicht zugewiesen war, Bianca aus- und anzukleiden, war ein solcher Ausbund von Häßlichkeit, daß ihm alle Spatzen auf hundert Meilen in der Runde ausgewichen wären, wenn man ihn als Vogelscheuche benützt hätte.

„Ist es gefällig zu Bette zu gehen, Signora?" fragte er die unglückliche Dame, indem er sich ihr näherte, und ohne Umstände seine plumpen, schwieligen Hände an sie legte — sie aber schleuderte ihn zurück, daß er sich wie ein Kreisel drehte, und dann fluchend in die Arme seiner lachenden Kameraden taumelte.

„Einen Dolch — alle meine Juwelen für einen Dolch!" keuchte die schöne Schlange zähneknirschend, indem sie bewußtlos vor dem Bilde Carabelli's zusammenbrach.

Eilftes Kapitel.

Der Mann denkt — und das Weib lenkt.

Ein Monat war vorüber — und die Gefangene schien sich nach und nach in ihr Schicksal gefunden zu haben.

Anfangs hatte sie sich allerdings widerspenstig geberdet — den Banditen die Nasen zerkratzt und Mord und Zeter geschrieen, um die Vorübergehenden auf ihre Lage aufmerksam zu machen — aber durch das entlegene Thal führte weder Fußweg noch Fahrstraße, und verirrte sich auch einmal ein Wanderer dorthin, so hatte sich die Venetianerin schon so heiser geschrieen, daß ihre Stimme nicht mehr durch die dicke Mauer drang.

Uebrigens hatte man das Gerücht verbreitet, die Gemalin des Obristen Grünwald wäre geisteskrank, und stände unter ärztlicher Obhut in ihrer Villa.

Niemand zweifelte daran, denn der Obrist selbst hatte im Forsthause von der Krankheit seiner unglücklichen Bianca gesprochen — auch war ihr Kammerdiener Paolo Leonardi noch zu bekannt im Orte, um nicht Glauben

zu finden, wenn er, mit nassen Augen und kläglicher Stimme, von dem hoffnungslosen Zustande seiner seelenguten Gebieterin sprach.

Bianca ihrerseits war zur Erkenntniß gelangt, daß durch Trotz und Gewalt hier nichts zu erreichen war.

Sie änderte ihre Operationen — wurde sanft, geduldig, freundlich, und auf den Nasen der Banditen sah man keine Schramme mehr.

Paolo Leonardi gegenüber fing sie an die Kokette zu spielen — aber ohne Erfolg.

Die Hyäne Kalabriens hatte sich zu schmerzlich verbrannt, um wieder in's Feuer zu gehen.

Ueber Langeweile und klösterliche Ruhe konnte sich übrigens die Gefangene nicht beklagen — und es war nicht die Schuld der Banditen, wenn sie keinen Geschmack an den Zerstreuungen fand, die sie ihr boten.

Sie hätte in jeder Nacht mit ihnen singen, lärmen, zechen, tanzen, ja sogar das Weib dreier Männer sein können, wenn sie den Abscheu vor diesen Orgien der Kloake und diesen häßlichen Bürgern des Bagno's überwunden hätte.

Wir sagen das Weib d r e i e r Männer.

Ludovico, Pietro und Roberto waren gar nicht abgeneigt, in den Apfel des Paradieses zu beißen, mit welchem die schöne Schlange sie zu födern suchte — nicht so Paolo Leonardi — für ihn war die einst so süße Frucht sauer geworden — sie und die Schlange ekelten ihn an.

Aber selbst die drei Adamssöhne waren zwar bereit, viel zu begehren, jedoch entschlossen, nichts zu gewähren.

Paolo konnte sich auf ihre Treue verlassen, obgleich sie hin und wieder zu gähnen und mürrisch zu werden anfingen.

Es war nahe an Mitternacht.

Die vier Banditen saßen zechend, wie jede Nacht, im Saale — im entfernten Schlafzimmer hatte sich Bianca schon vor zwei Stunden zur Ruhe gelegt.

Wäre der Saal aber ein wenig besser beleuchtet gewesen, hätten die Zecher wohl das weiße Nachtgespenst bemerken müssen, das sich lauschend und horchend wiederholt an der Seitenthüre zeigte.

„Diavolo — trinkt und laßt die Köpfe nicht hängen!“ sagte Paolo unwillig. „Wenn Ihr wie saure Gurken da sitzen wollt, legt Euch auf's Ohr — ich werde allein die Nachtwache halten.“

„Es wäre besser, Du hieltest Dein Wort, als die Nachtwache.“

„Erinnere Dich an Dein Versprechen, Paolo.“

„Corpo di dio — ist es meine Schuld, daß unsere schöne Signora die Kassette, wie ein feuerspeiender Drache seine Schätze, hütet? Gewaltsam will ich ihr ihren Mammon nicht entreißen — ich habe meine Ursache. — Geduldet Euch, bis sie das Zeitliche segnet — gar lange werdet Ihr nicht mehr warten dürfen auf die Erbschaft.“

„Du thust freilich Dein Mögliches, ihr das Leben zu verbittern — aber sie ist zäh' — das Gallenfieber stellt sich noch immer nicht ein.“

„Sie selbst würde dem Gallenfieber zuvor- und unseren Wünschen entgegenkommen, wenn Du gefügiger wärst, Paolo. Warum spielst Du ihr nicht einen Dolch oder ein Giftfläschchen in die Hand, wenn sie, wie eine Rasende, mit dem Kopfe gegen die Wand rennt?“

„Weil ich kein Dummkopf bin, wie Du, Roberto. Wenn man ihr eine Lanzette gäbe, würde sie sich allerdings zur Ader lassen — aber die Richter glauben nicht immer an einen Selbstmord, wenn sie Blut fließen sehen. Man würde uns einziehen und ein wenig auf den Zahn fühlen, der verflucht faul ist, wie Ihr wißt. Nein, nein, ohne Gewaltstreich, und ohne uns einer Gefahr auszusetzen, können wir den Schatz erheben, und vielleicht morgen schon.“

„Morgen?“ riefen freudestrahlend die drei Banditen.

„Pst — nicht so laut!“ antwortete Paolo, indem er vorsichtig nach der Seitenthüre blickte. „Ich weiß ein besseres Mittel, als Dolch und Gift,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort.

„Fürchte nichts. Sie schläft im dritten Zimmer und hört uns nicht. Welch' ein Mittel?“

„Einen Schlaftrunk. Ich werde morgen Abend mit einem gewissen Pulverchen ihr Gläschen Wein würzen, um später ungehindert den Schrank erbrechen und mich des Kästchens bemächtigen zu können.“

„Aber wenn sie am Morgen erwacht, und sich beraubt findet —“

„Wird sie wüthen und toben, aber wir lachen sie aus. — Ich werde mich freuen, die schöne Schlange wieder einmal recht grimmig zischen zu hören.“

Die Venetianerin, die im Nachtgewande abermals an der Thüre erschien, machte eine Bewegung, als ob sie sich auf Paolo stürzen wollte — schien sich jedoch eines Bessern zu besinnen, und zog sich auf den Zehenspitzen in ihr Schlafzimmer zurück.

Die drei Banditen umhalsten ihren Führer, und so mürrisch und schläfrig sie früher waren, so lustig und lebendig wurden sie jetzt.

Die Gläser wurden gefüllt und geleert — frische volle Krüge herbeigeschleppt — sie pfiffen, trommelten, sangen unflätige Lieder, und je mehr der Wein ihnen zu Kopfe stieg, desto toller und ausgelassener wurden die wilden, rohen Gesellen.

„Laßt uns tanzen, laßt uns tanzen!“ lallte Roberto mit schwerer Zunge.

„Ja, tanzen, tanzen!“ schrieen Ludovico und Pietro — und Paolo ergriff eine Mandoline, spielte seinen Kameraden lustig auf, die tobend und heulend sich im Kreise drehten, über Stühle und Tische sprangen, Flaschen und Gläser zerschlugen und einen wahren Hexen-Sabbath feierten.

Und als sie den Menschen hinweggeschwemmt, und nur noch das Thier, das sinnlich gierige Thier zurückblieb — taumelten alle Drei, Zoten gurgelnd, durch die Seitenthüre, — zertrümmerten die Thür der Schlaf-

kammer Bianca's, — man hörte einen gedehnten gellenden Schrei, der immer mehr verhallte, bis er endlich stöhnend erstarb, und — — —

Die letzte Schranke der Orgie war gefallen.

Im Saale drehte sich ein abscheulicher tückischer Kobold ausgelassen lachend auf einem Fuße.

„Das ist eine Nacht!" jauchzte er. „Peitscht mich noch acht Jahre im Bagno für diese Nacht!"

Frau Sonne fing schon unverschämt zu werden an, als Paolo Leonardi am nächsten Tage aus Dresden zurückkehrte.

Er hatte die nothwendigsten Einkäufe gemacht im Weinkeller und Schnappsladen — auch das gewisse Pulverchen in der Apotheke nicht vergessen.

„Nichts Neues?" fragte er, seinen Kameraden pfiffig zunickend, die, wie ein dreiköpfiger Cerberus, vor der Thüre des Vorsaals lagerten, und einen Tabak schmauchten, der die Appartements der schönen Venetianerin wie eine Kaserne parfümirte.

„Sie schläft noch," schmunzelte Ludovico.

„Sie wird sich ein wenig ermüdet fühlen, wie wir," bemerkte gähnend Roberto.

„Heute Nacht könnt Ihr schlafen — ich werde für Euch wachen und arbeiten," flüsterte bedeutungsvoll Paolo.

Die Banditen flüsterten und wisperten noch lange, als es endlich lebendig wurde im Schlafgemach.

Sie lachten sich in's Fäustchen, denn sie hofften, eine rasende Megäre, oder wenigstens eine verzweiflungsvolle Lucretia erscheinen zu sehen, — aber sie irrten sich.

Heiterer wie gewöhnlich trat die Venetianerin aus ihrem Gemach, und begrüßte mit verschämtem Lächeln die Banditen.

„Diavolo — die ist aus gutem Thon geformt," murmelte Ludovico.

„Gut geschlafen, Signora — angenehme Träume gehabt?" fragte Paolo giftig. „Wie kann ich nur fragen? Die ganze Seligkeit einer glücklichen Brautnacht spiegelt sich ja in Ihren schönen Augen."

„Du hast Recht, Paolo —" antwortete Bianca guter Laune, „ich habe wirklich von meiner Hochzeit geträumt — und kannst Du wohl errathen, wer mein Bräutigam war?"

„Nun, der deutsche Wolf natürlich!"

„Nein, Du warst es, Schelm."

„Ich? Hahahaha — und meine drei Kameraden hier werden die Beistände gewesen sein, hahahaha!"

Unter rohem Gelächter und plumpen Scherzen trug der Herr Mundkoch Ludovico die Speisen auf, und wie ein galanter Pavian reichte Roberto der Dame den Arm und führte sie zur Tafel, denn es war auch eine ihrer Torturen, mit diesen ekelhaften und schmutzigen Gesellen, wie Katze und Hunde, aus einer Schüssel zu essen.

Die Banditen konnten sich nicht genug wundern, wie liebenswürdig heute Bianca war.

Gegen Abend verließen Ludovico, Pietro und Roberto die Villa, um Paolo Leonardi freies Feld zu lassen, und sich ein wenig in der „Musenschenke" zu belustigen.

So nannte man ein kleines Wirthshaus in Tharand, das die Studenten der Forstschule zu ihrer „Kneipe" erwählt.

Paolo und Bianca soupirten allein mit einander.

O, wie geschmeidig war die schöne Schlange heute, als sie der schwarzen Hyäne gegenüber saß.

„Meine Gefangenschaft ist doch nicht gar so barbarisch," sagte sie lachend, indem sie von dem Rheinwein nippte, der in ihrem Glase perlte. „Ja, ich fange an sie sogar ziemlich erträglich zu finden. Für den, der lange Jahre im Ueberfluß geschwelgt, scheint endlich das Entbehren eine Art von Genuß oder Erholung zu sein."

„Ihr scheint heute besonders guter Laune zu sein, Signora."

„Ich verdanke sie — der Hoffnung, Paolo."

„Der Hoffnung?"

„Der Hoffnung, Dich endlich zu versöhnen, mein furchtbarer Rachegeist. — Ach, eben so beständig und männlich wie Deine Rache, wäre auch Deine Liebe gewesen, wenn ich in einer unglückseligen Verblendung nicht an Deinem treuen Herzen zur Verrätherin geworden wäre!"

„Sirenengesang!" spottete der Bandit.

„O zweifle nicht Paolo! Bei der heiligen Madonna schwöre ich Dir, könnte ich ungeschehen machen, was ge-

schah — oder könntest Du vergessen und vergeben, ich würde —"

„Nun? Ihr würdet —?"

„Ich würde mich in einen fernen Welttheil mit Dir flüchten, mein Gold und mein Herz mit Dir theilen, und jenseits des Ozeans nur unserer Liebe leben, mein Paolo!"

Aber der feine Hecht wollte nicht anbeißen, und lachte aus vollem Halse über den Köder, den man ihm zuwarf.

Bianca spielte die Verkannte — die Gekränkte — trat zum Fenster und blickte schwermüthig in die Nacht hinaus.

Sie ließ dem Banditen Zeit, ihren Wein mit seinem narkotischen Pulver zu mischen.

Kaum war das geschehen, hörte man gewaltige Schläge am Thore der Gartenmauer — und Paolo eilte bestürzt hinunter, denn es war eine fremde Stimme, die seinen Namen rief.

Der Zufall kam der Schlange zu Hilfe, die Hyäne zu überlisten. Der Inhalt der beiden Gläser war schnell gewechselt, und die reiche Dosis des Opiat's gelangte von der Empfängerin an den Geber zurück.

„Wir werden heute Nacht allein bleiben," sagte Paolo mürrisch, als er wieder in den Saal trat. „Der Holzknecht Andreas meldet mir, daß unsere Trunkenbolde arretirt worden sind, und die Nacht auf der Wachtstube schlafen müssen."

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Bianca mit blitzenden Augen.

„Eine Rauferei mit den Studenten in der Musenschmiede, wo es blutige Köpfe gegeben hat. Nun, mir werden die Tollhäusler nicht abgehen diese Nacht — aber Euch vielleicht, meine schöne, heilige Bianca di Carabelli?“

„Undankbarer! Ich wünschte, ich wäre ewig mit Dir allein.“

„Diavolo — Ihr schleudert Raketen, die einen Schneemann in Feuer und Flammen setzen könnten. Aber mich hat man feuerfest gemacht im Bagno, schöne Signora.“

„Mein armer Paolo!“

„Wie gut wäre es, wenn wir so achtzehn Jährchen aus unserem Leben löschen könnten, — ich wäre noch Euer Sklave, wie damals, nicht Euer Herr wie jetzt — und die ewige Lampe wäre nicht erloschen vor dem Bilde Carabelli's. — Laßt uns versuchen, ob wir unser Gedächtniß ersäufen können. Trinkt, schöne Signora, trinkt!“

„Ach — wäre der Becher die Quelle der Vergessenheit, ich würde sie bis auf das letzte Tröpfchen Erinnerung leeren.“

Beide leerten die Gläser bis zur Neige.

Die Augen Paolo's funkelten — aber noch unheimlicher die Augen der Schlange, als die der Hyäne.

„Es ist traurig, so lebendig begraben zu sein,“ höhnte der Bandit. „Aber Ihr habt wie jede gute

Christin eine letzte Hoffnung in's Grab genommen — die Hoffnung auf Auferstehung."

„Grausamer — willst Du mir auch diese Hoffnung nehmen?"

„Hehehehe — nein, ich lasse sie Euch. Ihr werdet auferstehen — aber erst wenn Euch die Posaune des Weltgerichtes weckt."

„Du scherzest — auch Du bist auferstanden, als Du in Civita Vecchia begraben warst — und die Villa Bianca ist ein Sarg, dem leichter zu entspringen ist, als dem Bagno."

„Täuscht Euch nicht — Ihr glaubt — Euer Gold — Eure Juwelen — hihihihi — heute seid Ihr noch reich — aber morgen — morgen —"

Der Bandit lallte und konnte nicht mehr zusammenhängend sprechen, so schnell wirkte das Opiat.

Ein bleierner Schlaf, gegen den er vergebens anzukämpfen suchte, legte sich auf seine Augenlider — sein Gesicht glühte — auf seiner Stirne perlte der Schweiß in dicken Tropfen — zähnefletschend wollte er sich mit seiner letzten Kraft auf Bianca stürzen — aber die Füße versagten ihm wie die Zunge den Dienst, und mit dem kurzen Gebrüll eines wilden Thieres brach er bewußtlos zusammen.

Rasch riß die Venetianerin Schlüssel und Dolch aus dem Gürtel Paolo's — den Dolch senkte sie bis an's Heft in seine Brust, und mit dem Schlüssel stürzte sie triumphirend in den Hofraum hinab.

Am nächsten Morgen fanden die heimkehrenden Banditen ihren Kameraden Paolo Leonardi schwer verwundet und in seinem Blute schwimmend — das Schlafzimmer leer, und eben so das Kästchen im offenen Schranke.

Eine Stunde später erzählte man sich in Tharand: die wahnsinnige Dame sei ihren Wärtern entsprungen, nachdem sie in einem Anfall von Raserei ihren treuen und ehrlichen Diener Paolo Leonardi ermordet hatte.

Zwölftes Kapitel.

„Es ist Zeit!"

Vier Jahre sind vorüber nach den vorher erzählten Ereignissen. Attentate gedungener Meuchelmörder — Insurrektionen und Revolutionen haben das Leben und die Regierung Louis Philipps bedroht — aber der gute Bürgerkönig gefällt sich auf dem Thron besser, als auf dem Katheder, und will noch immer nicht Schulmeister werden.

Die verschiedenen und wiederholten Angriffe und Aufstände hatten zwar diesen Thron erschüttert — aber er stand dennoch zu fest, um von Louis Napoleon gestürzt zu werden.

Es wollte diesem keine Partei der Unzufriedenen so recht vertrauen, — die Republikaner fürchteten den Napoleoniden, und die Napoleoniden den Republikaner.

Endlich schien seine Zeit gekommen zu sein.

Seine eifrigsten Anhänger hatten Verbindungen mit den Garnisonen von Straßburg, Nancy, Metz und Ver-

dun angebahnt, und stellten ihm die glücklichsten Chancen in Aussicht.

Sein Degen war locker in der Scheide — er erwartete nur das Signal von Straßburg, um ihn tanzen zu lassen.

Der Wind wehte gelbe Blätter von den Bäumen in dem schönen Garten zu Arenenberg, je nun, Zeit war's, daß die Bäume ihre Toiletten wechselten, und an den weißen Schlafrock dachten, denn es war im Spätherbst des Jahres 1836.

Oben im großen Saale des Schlosses war eine kleine, aber glänzende Versammlung — die Offiziere Vaudrey, Parquin, Laity, Querelles, Gricourt, Bruc und noch einige andere Militärs, die lebhaft debatirten — galt es doch ein Hazardspiel, in welchem man die Köpfe auf die Karte setzt.

Prinz Louis Napoleon, in der Uniform eines Artillerie-Offiziers, schritt mit dem Eskadronschef Parquin, dem alten treuen Freunde der Familie Bonaparte, im Saale auf und ab. — Sie entwarfen einen Operationsplan, von dem sie sich den glänzendsten Erfolg versprachen.

Ein einziger von allen Offizieren theilte die Siegeshoffnungen der Verschwornen nicht — der tapfere Obrist Vaudrey, der den feindlichen Ozean zu gewaltig hielt, um gegen den Strom zu schwimmen, und das ganze Unternehmen geradezu eine Tollheit nannte.

Aber auch er liebte den Prinzen und war bereit „Vorwärts!" zu kommandiren, und wenn ihm tausend Abgründe entgegengähnten.

Abgesondert von den Männern, sah man auch einen Kranz von begeisterten Frauen und Jungfrauen — auch eine Mutter, die schwer geprüfte Herzogin von St. Leu, die mit unaussprechlicher Liebe auf ihren Sohn blickte, und sich mit ihm in seinen stolzen Träumen wiegte.

Auf ihre gute Sidonie gestützt, lispelte die leidende Fürstin:

„Mein Herz ist krank — Gott lasse es in meinem schönen Vaterlande brechen!"

Während die Diener des Hauses da oben im Saale den feurigen Burgunder kredenzten — lustwandelte ein Pärchen unten im Garten, das zwar die Wünsche und Hoffnungen der Verschworenen theilte, aber gegenwärtig an ganz was Anderes, als an Mord und Todtschlag dachte.

Die eine Hälfte dieses Pärchens war Florentine, die reizend schöne sechszehnjährige Tochter des Obristen Vaudrey.

Die andere war Lieutenant Charles, ein schmucker junger Husaren-Offizier der Straßburger Garnison.

Prinz Louis Napoleon hatte gehalten, was er vor vier Jahren der Pfarrerstochter von Tharand versprach, und redlich für seinen Pagen gesorgt.

Diesem fehlte nichts mehr, als der Ritterschlag, um ein ganzer Mann zu sein.

Aber die Herzensschläge ließen ihn alle Ritterschläge vergessen, an der Seite seiner liebenswürdigen Gesellschafterin.

„Sie sind also desertirt aus Straßburg?" fragte das holde Kind naiv.

„Habe ich daran Unrecht gethan, mein Fräulein?“

„Ei bewahre — ich wünschte sogar, Sie wären schon früher davon gelaufen. Erstens hätte ich Sie dann alle Tage in Arenenberg gesehen, und zweitens hätte ich nicht so schreckliche Dinge gefürchtet, als in der jüngsten Zeit.“

„Gefürchtet?“

„Sollte ich nicht fürchten, wenn Sie ein Offizier des Königs geblieben wären? Sie hätten ja dann gegen meinen Vater und den Prinzen kämpfen müssen, — und wenn ich bedachte, wie lieb Sie Beide haben, konnte mir das doch nicht gleichgiltig sein.“

„Wissen Sie wohl, daß mich Ihre Worte mehr betrüben als erfreuen, mein Fräulein?“

„Mein Gott im Himmel, warum denn?“

„Weil Sie mich nur einen Augenblick einer solchen Undankbarkeit gegen meine Wohlthäter fähig halten konnten.“

„Nein, nein, gewiß nicht!“

„Gegen den Prinzen kann ich nicht kämpfen, denn ich habe geschworen, mit ihm zu siegen oder zu fallen — und auch gegen den Obristen Vaudrey nicht, selbst wenn das Schicksal uns als Feinde gegenüber stellte, weil — weil —“

„Weil er Ihr Freund —“

„Und Ihr Vater ist, mein Fräulein.“

Florentine schlug die Augen nieder — dann erhob sie sie langsam, und wagte es, den schmucken Husaren

ein wenig, aber nur ein ganz klein wenig, von der Seite anzuschielen.

Ihr Herz klopfte, wie, wie — nun man weiß ja, wie das Herz eines sechzehnjährigen Mädchens klopft, wenn es von einem hübschen jungen Manne so artige Dinge hört.

Sie erwartete, er sollte sprechen, — aber er sprach nicht. Mochte sie wollen oder nicht, sie mußte schon wieder den Anfang machen.

„Zürnen Sie mir, lieber Charles?“ fragte sie sanft.

Kaum war die Frage über ihre Lippen, wurde sie purpurroth vor Schreck. — Wie in aller Welt hat es ihr aber auch einfallen können, den Herrn Husaren-Lieutenant mit „Lieber Charles!“ anzusprechen.

„Ihnen zürnen? Wie wäre das möglich, himmlische Florentine?“ antwortete feurig der junge Offizier, indem er entzückt ihre Hand ergriff, und sie ohne Weiteres an seine brennenden Lippen drückte.

Da haben wir's!

Wie man in den Wald schreit, schreit es heraus. So impertinent sie war, so impertinent war er auch, ja noch bedeutend impertinenter. Sie hatte doch nur lieber Charles gesagt — er aber gab ihr gleich dafür eine himmlische Florentine zurück, und noch dazu mit einer Glut, an der sich eine ganze Schwadron Husaren die Zigarren anzünden könnte.

Was war zu thun? Die Flamme loderte einmal, und zu löschen war nicht mehr möglich.

Es ging jetzt schon so fort in dem Tone.

„Unsere Augenblicke sind gezählt, und heute oder morgen schlägt mir vielleicht die Scheidestunde," sagte Charles leidenschaftlich, ohne die kleine Hand, die er erbeutet hatte, in Freiheit zu setzen. „Es ist nur eine kleine Schaar, die sich dem Prinzen angeschlossen hat, um ihm den Thron seines großen Oheims zu erkämpfen, und nicht zu leugnen, daß wir großen Gefahren entgegen gehen. — Es ist daher möglich, daß wir für's ganze Leben von einander scheiden!"

„Barmherziger Gott!"

„Wollen Sie mein Schutzgeist sein?"

„Ach — könnte ich das!" rief innig Florentine.

„Sie können es — wenn Sie mir erlauben, Ihren Namen auf meinen Lippen, wie Ihr Bild in meinem Herzen zu tragen. Ich liebe — ich bete Sie an — soll ich leben oder sterben, Florentine?"

„Leben — leben — für mich, mein Charles!" lispelte das holde Mädchen, indem sie, von ihrem Gefühl überwältigt, dem Geliebten in die Arme sank.

„Dank — Dank, mein lieblicher Schutzgeist!" jubelte Charles begeistert. „Jetzt fort in den Kugelregen! Ich kämpfe für einen höhern Preis, als die Krone von Frankreich!"

„Viel Glück dazu, junger Held!" erklang eine Stimme hinter den Liebenden, die rasch und bestürzt um sich blickten. — Der Obrist Vaudrey stand mit ernstem, vorwurfsvollem, und Prinz Louis Napoleon mit heiterem, lachendem Antlitz ihnen gegenüber.

„Ventre saint gris, —“ fuhr der Prinz fort, denn er natürlich war der Gratulant, „so hoch ich auch unsere schöne Florentine schätze, höher als die Krone Frankreichs schlage ich sie dennoch nicht an.“

„Verzeihung, mein theurer Vater, Verzeihung!“ bat innig das junge Mädchen, indem sie den Hals Vaudrey's umschlang. „Er hat von Leben und Tod gesprochen, und ich hab' ihn doch unmöglich sterben lassen können!“

Obrist Vaudrey runzelte die Stirne. — Es war also ein Donnerwetter im Anzuge — ehe es jedoch zum Ausbruch kam, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen alten Husaren-Korporal gelenkt, der auf dampfendem Roß in den Hofraum sprengte.

„Willkommen — willkommen, Matteo!“ rief Charles freudig überrascht.

Der alte Savoyarde schwang sich vom Pferde, salutirte den Offizieren und sprach, indem er dem Prinzen einen Brief reichte:

„Von Mademoiselle Adele Gordon in Straßburg, Hoheit.“

Der Prinz entfaltete den Brief, und las.

Er hatte jedoch nicht viel zu lesen, denn die schöne Sängerin hatte nur drei Worte flüchtig auf's Papier geworfen, aber die inhaltschweren Worte:

„Es ist Zeit!“

„Es ist Zeit!“ rief der Prinz — und die drei Worte gingen von Mund zu Mund — verbreiteten sich im Saal, und mit einem enthusiastischen „Vive l'Empereur!“ rüstete sich die kleine verwegene Schaar zum Aufbruch.

Dreizehntes Kapitel.

Eine sterbende Königin.

Die mißlungene Straßburger Affaire Louis Napoleon's, und deren Folgen, sind zu bekannt, um hier in ihren Details wiedergegeben zu werden.

Wir haben uns nur auf Ereignisse zu beschränken, die mit dem Faden unserer Erzählung in engster Verbindung stehen.

Der kluge Bürgerkönig Louis Philipp erhob den Thronbewerber Louis Napoleon über das Gesetz, entzog ihn dem Gerichtshofe, und ließ ihn auf zehn Jahre in's Exil nach Amerika verweisen.

Das so offenbar verletzte Prinzip der Gleichheit vor dem Gesetz, bestimmte die gerechte Jury im Justizpalaste zu Straßburg, alle Mitverschworenen Louis Napoleon's schuldlos zu sprechen. —

Als der Prinz im Hafen von l'Orient die Fregatte „Andromeda" bestieg, welche die Bestimmung hatte, ihn nach den vereinigten Staaten zu führen — begrüßten ihn, als Matrosen verkleidet, zwei seiner treuesten und

ergebensten Gefährten — der Husaren-Lieutenant Charles und der alte Korporal Matteo.

Treu ihrem Schwur, wollten sie ihren Herrn und Wohlthäter im Unglück nicht verlassen.

Erst im Jänner, nach dem Urtheilsspruch der Jury, brachte Adele Gordon den Frauen in Arenenberg, das herzliche Lebewohl der Verbannten.

Wer kann die Thränen zählen, die in dieser neuen und schweren Prüfung, die Wangen der beiden liebenden Mütter netzten!

Wer den Gedanken folgen, die eine liebende Jungfrau den Wolken anvertraute, um sie über den Ozean zu tragen!

Zehn lange Jahre sollte die unglückliche Fürstin ihren Sohn nicht wiedersehen — ach, und ihr Herz sagte ihr, die Vorsehung habe ihr nur noch Tage, nicht mehr Jahre zugezählt!

Gegen Ende August wurde die Herzogin von einer Krankheit befallen, die die Aerzte als lebensgefährlich erkannten.

Sidonie, die mit unermüdeter Sorge an dem Schmerzenslager ihrer edlen Gebieterin weilte, schrieb eiligst nach New-York, und setzte den Prinzen von der Gefahr in Kenntniß, in welcher seine Mutter schwebte.

Wohl war die Gefahr drohend — denn von Tag zu Tag welkte die stille Dulderin mehr und mehr dem Grabe zu.

Es dämmerte der Abend des letzten Septembers.

Nach vielen ruhelosen Tagen und Nächten, hatte endlich ein sanfter Schlummer die Augenlider der kranken Fürstin geschlossen.

Alle Fenster des Schlafgemaches waren geschlossen und verhängt — nur eine kleine Lampe beleuchtete spärlich das Schmerzenslager, — und alle Diener des Hauses hatten sich in's Vorzimmer zurückgezogen, um mit keinem Laut mit keinem Athemzuge die Kranke zu wecken, und ihren sanften Schlummer um keine Sekunde zu verkürzen.

Im Saale, zunächst dem Schlafgemach, saßen horchend und leise flüsternd Sidonie und Florentine von Baudrey, die es sich nicht wehren ließ, mit der Mutter ihres geliebten Charles, die traurige Pflicht der Krankenwärterin zu theilen.

In dem großen Hause herrschte eine unheimliche Ruhe, die plötzlich im Vorzimmer durch einen lauten Ausruf der Ueberraschung unterbrochen wurde.

Entrüstet erhoben sich die beiden Damen, um der Dienerschaft Verweise zu geben — da öffnete sich leise die Thüre des Zimmers — in derselben erschienen drei Männer in grünen Blousen — und Charles lag in den Armen seiner Mutter, deren Hände der alte Matteo mit tausend Küssen bedeckte.

Daß auch Florentine einen Antheil, und noch dazu den Löwenantheil der zärtlichsten Umarmungen empfing, können wir nicht verschweigen, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen.

Während sich diese beiden Blousenmänner der stummen, aber desto innigern Freude des Wiedersehens hingaben, hatte der Dritte, leise und geräuschlos, das Krankengemach betreten, und blickte mit tiefer Wehmuth und bebendem Herzen auf die welke Rose hin, der der Genius des Todes den letzten Schimmer des Purpurs abgestreift.

Louis Napoleon — denn dieser war der dritte Blousenmann — näherte sich dem Bette seiner Mutter.

Ihre Lippen bewegten sich.

Sie träumte von Krone und Scepter — von Diadem und Perlen — von Purpur und Hermelin — von Glocken und Kanonen — von Ländern und Völkern — von Freiheit und Pfaffen — von Triumphpforten und Guillotinen — von Ordenssternen und Sklavenketten. —

Ach — man hörte wohl, daß hier eine sterbende Königin träumte!

Der Prinz horchte — sie nannte seinen Namen.

„Tritt her zu mir Louis!“ lispelte sie. „Der bleiche Mann dort öffnet sein Felsengrab — denn es ist sein Ostern, sein Auferstehungstag. Willkommen Sire, willkommen! Die Könige, die Sie krönten — die Fürsten, die Sie schufen — die Großen des Reichs, die Sie aus dem Staub erhoben — selbst Ihre Brüder, mit denen Sie Macht und Gewalt getheilt, haben Sie verlassen — nur eine gebeugte Mutter mit ihrem unglücklichen Sohn, Ihre Hortensie und Ihr Louis, be-

grüßen Sie auf dieser fremden Scholle Erde. Segnen Sie Ihren Louis, Sire, und drücken Sie Ihre Krone auf sein jugendliches Haupt — sie wird ihm ein heiliges Erbe sein. Er verspricht, Ihrem Frankreich seinen Ruhm, den Waffen Ihrer Krieger ihren alten Glanz wieder zu geben, — ein gewaltiger Richter aller Herrscher, und dennoch ein Fürst des Friedens zu sein. Sie machten Ihr Volk groß, er wird es glücklich machen, und wie ein guter Vater für den Wohlstand seiner Kinder sorgen. Segnen Sie ihn und krönen Sie ihn, Sire!"

Der Prinz sank heftig bewegt und tief ergriffen auf seine Kniee, und wärmte mit brennenden Lippen die kalte abgemagerte Hand seiner edlen Mutter.

Sie schlief ruhig und fieberlos bis zum Morgen.

Und dennoch sollte dieser sanfte irdische Schlaf nur ein Herold des ewigen sein. Ach — eine ganze Welt voll Liebe strahlten ihre Augen, als ihr Sohn ihr in seinem Kuß den ersten Morgengruß bot.

Wenn der Sterbende am Rande des Grabes noch glücklich sein kann, dann war die schwergeprüfte Fürstin überglücklich in den vier letzten Tagen ihres Lebens.

Sie klammerte sich mit der letzten Lebenskraft an ihren Louis, der sie nicht mehr verließ, bis sie ihn verließ.

Am 5. Oktober 1837 entschlummerte die Herzogin von St. Leu, mit einem Lächeln auf den Lippen, in den Armen ihres Sohnes, der eine Mutter an ihr verlor,

die ihm in seinem bewegten und wechselvollen Leben, als guter Engel mit der rührendsten Sorge, Aufopferung und Zärtlichkeit zur Seite stand.

Auch Florentine von Vaudrey, Charles und seine Mutter, der alte Matteo und die ganze Dienerschaft des Hauses, hatten die liebevollste Freundin, die edelste und großmüthigste Wohlthäterin verloren.

An ihrem Sarge blieb kein Auge thränenleer.

Sie war so reich an Tugenden, als sie arm an Lebensfreuden war, — und eine Königin, die eher einer Königin des Himmels als der Erde glich.

Vierzehntes Kapitel.

Engelshof.

Die Herzogin hatte in ihrem Testamente ihre gute Sidonie mit einem kleinen Gehöfte bedacht, das in einem anmuthigen Thale, kaum eine halbe Stunde von Arenenberg lag, und zur Erinnerung an den geschiedenen Schutzgeist aller Armen, Engelshof genannt wurde.

Hier lebte und webte, schaffte und arbeitete nun unser Charles, als freier Bürger der Schweiz, — und seine Mutter und der alte Matteo legten auch nicht die Hände in den Schoß, — darum ging es schön vorwärts, und die drei Leutchen lebten wie Gott in Frankreich, wie man zu sagen pflegt, obgleich das ein einfältiger Vergleich ist, denn der liebe Gott soll sich zuweilen sehr unbehaglich fühlen in Frankreich.

Wöchentlich ein paar Mal statteten unsere neuen Republikaner Besuche in Arenenberg ab, und eben so oft empfingen sie Besuche von dort, — auch aus dem Schlosse Wolfsburg hin und wieder, den Eskadronschef Parquin, den Grafen Montholon, den treuen Gefährten des Kaisers

auf St. Helena, und andere Freunde der Familie Bonaparte — ja zuweilen sogar den Obristen Vaudrey — aber dieser sah immer gar grimmig und bärbeißig aus, und brachte nicht ein einziges Mal sein Töchterchen mit, was recht abscheulich von ihm war.

So oft man das Gehöfte nannte, seufzte der arme Charles.

„Der Engelshof würde erst recht ein Engelshof sein, wenn so ein kleiner lebendiger Engel darin schaltete und waltete!“ dachte er sich.

Aber den gewissen kleinen Engel, den er meinte, mußte er sich wohl aus dem Sinne schlagen, denn seitdem er die glänzende Uniform des Husaren ausgezogen, kam es ihm vor, als ob er den Kittel der Paria wieder angezogen hätte.

Wie konnte ein Mädchen, wie Florentine Gefallen an ihm finden? Wie der Obrist Vaudrey je in ihre Verbindung mit ihm willigen?

Wie gesagt, er mußte sie sich aus dem Sinne schlagen — aber es ging nicht — sie wollte weder aus dem Sinne, noch aus dem Herzen heraus.

Louis Napoleon verlebte das Trauerjahr in seinem Schlosse Arenenberg. Aber er war nicht unthätig, und zimmerte unausgesetzt und fleißig fort, an dem Katheder, den er dem Schulmeister Louis Philipp zugedacht hatte.

Alte Verbindungen wurden fortgesetzt — neue geschlossen — Offiziere — Staatsmänner — Journalisten — Agenten, unter diesen auch Sir Vesterman und der Jesuit von Cannes, erschienen oft in Arenenberg, und

fast täglich fanden im Schlosse geheime Berathungen statt.

Aber so geheimnißvoll diese Berathungen auch waren, blieben sie doch dem alten Manne in den Tuillerien nicht verschwiegen, denn auch er hatte seine Agenten, die das Möglichste thaten, ihn zu beunruhigen.

Um ihn wieder zu beruhigen, forderte der österreichische Gesandte, Herzog von Montebello, von dem Staatsrath der Republik Bern, die Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon und aller andern komplottirenden Flüchtlinge, — aber der Staatsrath zeigte sich dem französischen Kabinet nicht so gefällig, als man erwartete, um so weniger, weil Louis Napoleon Schweizer Bürger geworden war, und als solcher mit allen Republikanern das volle Recht der Freiheit und Unabhängigkeit theilte.

Es wurden hinüber und herüber Noten gewechselt, und als die Schweizer nicht nach den Noten der Franzosen tanzen wollten, drohten Diese, Jene nach Noten zu klopfen.

Es ist zwar nicht genau zu bestimmen, wer geklopft werden würde, — aber Louis Napoleon wollte sein zweites Vaterland seinetwegen nicht den Gefahren des Krieges aussetzen, und erklärte dem großen Rathe von Thurgau, daß er sich freiwillig zu entfernen entschlossen sei.

Mit dieser Erklärung gewann der Prinz die Sympathien aller Parteien für sich.

„Mein Freund," sagte er einige Tage vor seiner Abreise, als er sich mit dem Obristen Vaudrey allein

befand, „ich gehe meiner Bestimmung entgegen, und hoffe, daß mich die Bravsten der Braven nicht verlassen werden, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt.“

„Mein Blut gehört Ihnen, Monseigneur,“ antwortete Vaudrey.

„Sie sind arm lieber Obrist, und haben meinetwegen in der Straßburger Affaire Ihre Charge verloren,“ fuhr der Prinz fort. „Runzeln Sie Ihre Stirne nicht — es ist ja ein Freund, der diese Angelegenheit zur Sprache bringt, und offen und ehrlich seine Theilnahme an Ihrem Schicksal ausspricht. Ich kenne Sie, und werde es nicht wagen, Ihren Stolz zu verletzen — meine Pflicht gebietet mir jedoch —“

„Kein Wort weiter, mein Prinz!“

„Ich wußt' es ja, daß Sie die Hand des Freundes zurückweisen werden — aber ich erwarte, daß Sie den letzten Willen meiner Mutter ehren werden, mein Herr Obrist.“

„Der Herzogin —?“

„Ja! Die Herzogin von St. Leu, meine theure und unvergeßliche Mutter, hat in ihrem Testamente, ihrer geliebten Freundin Florentine von Vaudrey, eine Rente von zehntausend Francs zugesichert —“

„Sie scherzen, mein Prinz.“

„Ich spreche von dem letzten Willen meiner Mutter,“ entgegnete Louis Napoleon vorwurfsvoll. „Eine Rente von demselben Betrage hat sie dem Manne zugesichert, der einst so glücklich sein sollte, Ihre liebenswürdige

Florentine zum Altare zu führen, und dieser Glückliche wäre vielleicht schon gefunden."

„Wie Monseigneur?"

„Sie lieben mich ein wenig?"

„Welche Frage!"

„Ich kenne einen Mann, der mir schon als Knabe zweimal die Freiheit, vielleicht das Leben gerettet hat, in Straßburg wie ein Held an meiner Seite focht, und mit seiner Brust die meine deckte, seine Mutter und das Mädchen seines Herzens verließ, um mir freiwillig in die Verbannung zu folgen, und in Amerika nicht die schwersten Arbeiten scheute, um mich vor Noth und Entbehrungen zu schützen. — Auch Sie kennen und achten diesen wackern jungen Mann — wissen, daß er Ihre Tochter innig liebt, und eben so innig geliebt wird — was werden Sie mir antworten, wenn ich für ihn als Brautwerber auftrete?"

„Daß es sehr gefährlich wäre, einen solchen Brautwerber schnöde abzufertigen," antwortete lächelnd Baudrey.

„So lassen Sie uns das Glück der jungen Leutchen beschleunigen, Freund. Geschwinde nach Wolfsburg, um der Familie Parquin eine kleine Plaudertasche zu entführen, und noch heute in Engelshof eine fröhliche Verlobung zu feiern."

„Ventre saint gris — dem raschen Worte folgt die rasche That! Das haben Sie vom kleinen Korporal gelernt, Monseigneur," lachte Baudrey, indem er dem Prinzen folgte, der seine Schritte beflügelte, als ob er

sich vor den Bürgern des Kantons als Schnellläufer produziren wollte.

Charles, der in seiner Arbeitsjacke, mit dem alten Matteo an seinem neuen Kuhstall hämmerte und sägte, glaubte vor Schreck in die Erde sinken zu müssen, als er die beiden Herrn und die junge Dame so plötzlich in den Engelshof treten sah.

Gerne wäre er davongelaufen, aber das war nicht mehr möglich, denn erstens hielt ihn der alte Spitzbube Matteo am Zipfel seiner Jacke zurück, und zweitens stand schon Florentine dicht vor ihm, und lachte, wie ein kleiner schadenfroher Kobold, über seine possierliche Verlegenheit.

„Bauen Sie hier eine Festung, Herr Lieutenant?" fragte sie boshaft.

„Nein, einen größern Stall, weil unsere vier Kühe von gesunden Kälbern entbunden worden sind," antwortete Matteo einfältig.

„Sprich nicht so dumm und hole mir meine Uniform!" befahl Charles.

„Nicht doch!" sagte Prinz Louis. „Die Jacke des Arbeiters, in der Du für einen Napoleon in New-York das Brot verdient hast, kleidet Dich eben so gut, als die Uniform, in der Du für einen Orleans zur Parade geritten bist. Habe ich nicht Recht, schöne Florentine?"

„Wie immer, mein Prinz," antwortete das reizende Mädchen. „Wenn ich in Engelshof zu gebieten hätte, dürfte der Schweizer Bürger Charles diese Blouse nie

mehr ablegen, in der er so schöne Beweise der Dankbarkeit und Treue gegeben."

„Ich würde Ihnen gehorchen, meine liebenswürdige Gebieterin, bis —"

„Bedingungsweise also nur? Wann würden Sie es denn wagen, mir ungehorsam zu werden, junger Herr?"

„Wenn der Neffe des Kaisers mich zu den Waffen ruft."

„In diesem Falle dürfen Sie die Husaren-Uniform nicht zum Trödler schicken," bemerkte scherzend der Prinz, „denn es könnte sich sehr leicht fügen, daß ich Ihnen in sehr kurzer Zeit Ihren Blousenmann entführe."

„O, das glaube ich Ihnen auf's Wort, Hoheit," erwiederte Florentine mit komischem Unwillen. „Sie geben keine Ruhe, bis Sie wieder nach Amerika befördert werden, oder der arme alte Louis Philipp aus den Tuilerien expedirt wird."

„Ja — eine Krone erobert man nicht so leicht, als ein junges schönes Mädchen einen Brautkranz erobert."

„Ach, die Eroberung ist oft noch viel schwieriger!" seufzte tragikomisch Florentine.

„Wenn sie mit Schwierigkeiten verbunden ist, muß man sich einen geschickten Agenten, wie mich zum Beispiel, engagiren."

„Sie, Hoheit?"

„Aber auch ohne Engagement habe ich mich heute als glücklicher Brautwerber erprobt. Ihr Brautkranz wäre erobert — das heißt, wenn Ihr Herz nicht gegen den Bräutigam protestirt."

„Ach mein Gott — was sagen Sie da?“ rief Florentine bestürzt, indem sie mit klopfendem Herzen auf ihren Vater blickte, der aber heute kein so martialisches Gesicht schnitt, wie sonst gewöhnlich.

„Mein junger Freund,“ sprach der Prinz, indem er die Hand seines Schützlings Charles ergriff. „Du hast für mich bei Florenz, in Wien, Straßburg und New-York wacker gearbeitet, — es ist daher nicht mehr als recht und billig, daß ich auch für Dich ein wenig hier in der Schweiz gearbeitet habe. — Du bist mit Florentinen einverstanden, das weiß ich, und der Obrist Vaudrey hat auch nichts dagegen einzuwenden, wenn sein Töchterchen eine Schweizer Bürgerin werden will.“

Laut aufjauchzend stürzte Florentine in die Arme ihres Vaters, und Charles, der nicht gleich wußte, wohin er sich stürzen sollte, stürzte sich auf Matteo, dem er in seiner Glückseligkeit so fürchterlich den Schopf beutelte, daß der alte Savoyarde ein Zetergeschrei erhob.

Sidonie eilte erschrocken aus dem Hause, — aber als sie ihre hohen Gäste sah, und von diesen erfuhr, welch' ein Fest noch heute im Engelshof gefeiert werden sollte, da war es ihr, als ob sie den Engel selbst dort oben am Schweizer Himmel sähe, und ihm im Staube danken müßte für das Glück ihres geliebten Sohnes.

Der Verlobung folgte die Hochzeit auf dem Fuße, denn der Prinz wollte die Schweiz nicht verlassen, bevor er seine Schützlinge unter Haube und Pantoffel gesehen.

In einem kleinen Kreise treu bewährter Freunde, wurde das Hochzeits- und zugleich das Abschiedsfest gefeiert.

Und als er mit den Bravsten der Braven Montholon, Parquin, Voisin, Vaudrey und andern wackern Degen, auf daß Wohl des Brautpaars und der Pfarrerstochter von Tharand die Gläser klingen ließ, — da stimmte, draußen vor den Fenstern des Engelshofs, ein kleiner Sänger-Chor das Kaiserlied der alten Garde an. Und als zum Schlusse desselben ein donnerndes „Vive l'Empereur!“ erklang, öffnete sich die Thüre des Festsaal's, und in den Kreis der Hochzeitsgäste trat die reizende Sängerin Adele Gordon, mit einem jungen gezähmten Adler, den sie über das Haupt des Prinzen Louis Napoleon flattern ließ.

„Da bringe ich Ihnen einen geflügelten Reisegefährten, Monseigneur,“ sagte sie. „Er möge Ihr Herold sein, wenn Sie wieder den Boden Frankreichs betreten, und jedes Franzosenherz wird begeistert dem Adler Napoleon's entgegenschlagen.“

Der Prinz nahm den jungen König der Lüfte, als lebendiges Symbol seines großen Oheims, dankbar an aus den Händen seiner schönen Verbündeten, — es war derselbe Adler, der zwei Jahre später in Boulogne über seinem Haupte schwebte, als er an der Spitze der kleinen Schaar seiner Unglücksgefährten, den Truppen des Bürgerkönigs in die Hände fiel. —

Am Morgen nach der fröhlich durchwachten Hochzeitsnacht verließ Louis Napoleon die Schweiz, um sich in London zum zweiten Kampfe auf Leben und Tod, gegen die Dynastie Orleans vorzubereiten.

Fünfzehntes Kapitel.

Ewige Gefangenschaft.

Es war am Abende des 5. August 1840, als Louis Napoleon auf dem Verdecke des Dampfers „City of Edinburgh," das kleine Häuflein seiner Getreuen musterte, mit dem er todesmuthig dem verzweifelten Unternehmen in Boulogne entgegensteuerte.

Die Gefährten des Prinzen bei dieser verwegenen Expedition, bestanden aus beiläufig fünfzehn Offizieren, unter diesen Montholon, Parquin, Voisin, Persigny, Lombard u. s. w., und fünfzig Mann, die die Agenten des Prätendenten für denselben geworben hatten.

Als der Prinz auf dem Verdeck des Dampfers, diese seine Mannschaft zum ersten Mal in Augenschein zu nehmen wünschte, wurde ihm eine Horde zerlumpter Gauner vorgeführt, die eher zum Handgriff der Beutelschneider, als zur Eroberung eines Reiches berufen schienen.

In erster Reihe dieses zusammengewürfelten Gesindels, präsentirten sich vier italienische Flüchtlinge, unter denen

der Prinz erstaunt und entrüstet, auch den Schurken erkannte, der ihn zweimal an die Oesterreicher zu verkaufen beabsichtigt hatte.

In der That, es waren Paolo Leonardi und seine Kameraden Ludovico, Pietro und Roberto, die in Lumpen und Fetzen, wie halb nackte Zigeuner dastanden.

Auch sie hatten die Agenten zu dieser Expedition in Sold genommen.

„Was willst Du hier, Elender?“ fragte mit Blicken der tiefsten Verachtung der Prinz. „In Boulogne gibt es keine Judasmünze zu verdienen.“

„Ich weiß es, Hoheit,“ antwortete keck der Bandit. „Hier gibt es keinen Napoleon, sondern nur einen Louis Philipp zu verkaufen, und der ist weniger als dreißig Silberlinge werth — ich bin mit einem Napoleonsd'or zufrieden.“

„Würdest aber zuverlässig auf den einfachen Napoleonsd'or verzichten, wenn Dir ein doppelter Louisd'or geboten würde. Der Vortheil treibt das Handwerk der Banditen.“

„Auch das Handwerk der ehrlichen Leute. Aber hier ist es nicht das Gold, sondern die Ehre, die unser Handwerk treibt.“

„Die Ehre?“

„Nicht die Ehre, Ihnen zu dienen, Hoheit — sondern einem Manne, der uns mehr als alle Fürsten der Erde gilt.“

„So? Und wer ist denn dieser gewaltige Mann?“

„Der beste Bürger Genua's — Giuseppi Mazzini, Hoheit.“

„Wie? Mazzini —“

„Hofft, wir kämpfen für Italien, wenn wir für Louis Napoleon kämpfen.“

„Der tolle Agitator träumt noch immer von Republik.“

„Er träumt von Freiheit, und es ist ihm ganz gleichgiltig, ob sie eine goldene Krone oder rothe Mütze trägt.“

„Aber die Freiheit ist eine keusche Jungfrau, die sich nicht Landstreichern Deinesgleichen ergibt.“

„Wenn sie sich nicht gibt, so nimmt man sie.“

„Um sie wieder zu verlieren. Wenn Mazzini mein Unternehmen unterstützen wollte, hätte er mir Männer schicken sollen, nicht ein paar feile Knechte, die den zerlumpten Mantel nach dem Winde zu tragen gewohnt sind.“

Der Prinz verließ das unsaubere Gesindel, von dem er sich nicht viel Gutes versprach, und theilte seine Besorgnisse dem Grafen Montholon mit.

„Wir brauchen die Bursche nur zum Lärmmachen, Prinz,“ meinte der Graf, denn auch mit einer zehnfach größeren Anzahl Tapferer wäre uns nicht geholfen, wenn wir die Garnison in Boulogne nicht gewinnen. Der Name Napoleon muß uns Bundesgenossen werben in Lille und Amiens, und Begeisterung die Wege bahnen bis nach Paris.“

„Wohlan, mein Freund, je schwerer der Kampf, desto ruhmvoller der Sieg!“ rief entschlossen der Prinz, und gab Befehle zum Ausschiffen, denn der Dampfer befand sich bereits in der Nähe der Küste, dem Dorfe Camereau gegenüber.

Am nächsten Morgen nach acht Uhr hatte die kleine, aber muthige Schaar Boulogne erreicht.

Mit dem begeisterten Rufe: „Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser!“ stürmte sie der Kaserne zu, um sich der Garnison zu versichern, — und Louis Napoleon gab seinem Adler die Freiheit, den er in stolzem majestätischen Fluge über seinem Haupte kreisen sah.

Aber das kleine abenteuerliche Häuflein fand keine Sympathien in Boulogne — es sah sich plötzlich von den Truppen des Königs und der Nationalgarde umschlossen, und nach verzweifelter Gegenwehr theils getödtet, theils gefangen oder in die Flucht geschlagen.

Unter den verwundeten Gefangenen befanden sich: Prinz Louis Napoleon mit der größeren Hälfte seiner Offiziere.

Unter den Fliehenden, die sich in die See stürzten, und dem Dampfer zuschwammen: Paolo Leonardi und seine Genossen Ludovico, Pietro und Roberto.

Ein Schuß erlegte den Adler, der mit gelähmten Schwingen aus den Wolken stürzte, und am Fuße der Säule Napoleons sterbend niedersank.

Auf Befehl des Königs wurden Louis Napoleon und seine gefangenen Mitschuldigen nach Paris abgeführt,

und im September als Angeklagte vor die Pairskammer gestellt.

Die Offiziere des Prinzen wurden zu mehrjähriger, — der Prätendent Louis Napoleon Bonaparte selbst, zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt.

Als der Prinz in der Mitte seiner Eskorte den Gerichtssaal verließ, fühlte er seine beiden Hände ergriffen und mit warmen Thränen benetzt.

Die Sängerin Adele Gordon und der Schweizer Bürger Charles waren es, die seine Hände an ihre Lippen drückten.

Die Liebe und die Dankbarkeit lispelten ihm ein schmerzliches Lebewohl.

Wie kam es, daß der Sohn der Pfarrerstochter von Tharand nicht auch als Angeklagter in den Schranken der Pairskammer stand, und seines Wohlthäters Schicksal theilte?

Im Engelshof erfuhr man erst von diesem Unternehmen, als es gescheitert war, — denn der Prinz wollte seinen Schützling nicht abermals einer liebenden Mutter und einem glücklichen Familienkreise entführen.

Louis Napoleon und General Graf Montholon, wurden nach dem Schlosse Ham abgeführt.

Mit den andern Verurtheilten machte man es gnädiger — man schickte sie nicht nach diesem fürchterlichen Ham, das eher einem Kerker der Inquisition als einem Staatsgefängniß glich, das der allerchristlichste König Schloß zu nennen beliebte.

„Ewige Gefangenschaft!“ rief der Schweizer Bürger verzweiflungsvoll, als er den Gerichtshof verließ.

„So ewig wie die Regierung der Orleans!“ antwortete unbesonnen Mademoiselle Gordon.

Die Franzosen, die diese Prophetenstimme hörten, lächelten — denn was die Sängerin sang, zwitscherten schon die Sperlinge auf den Dächern in Paris.

Sechzehntes Kapitel.

Das Mädchen mit dem Kalkkübel.

In einer flachen, feuchten, ungesunden Gegend an der Somme, deren ganzer Reichthum aus einigen elenden verkrüppelten Bäumen besteht, erhebt sich ein dunkles Viereck mit riesigen Thürmen, hohen Wällen und dicken Mauern, — es ist das ewige Gefängniß Louis Napoleon's und Montholon's, — das sogenannte Schloß Ham.

Im zweiten wohl verwahrten und streng überwachten Hofraum, dehnt sich eine Art Kaserne aus, und im ersten Stockwerk derselben sind den beiden Gefangenen zwei Eckzimmer angewiesen, deren kleine Fenster mit starken Eisenstäben vergittert sind.

Man hatte den beiden Gefangenen freie Bewegung in den großen Hofräumen erlaubt, — ja der Prinz hatte sich sogar einen kleinen Blumengarten angelegt, mit welchem er sich ungehindert bis zur Abenddämmerung beschäftigen durfte.

Kapitän Bernard, ein treuer und ergebener Diener seines Königs, ist der Gouverneur dieses Staatsgefängnisses.

Ein so eifriger Orleanist Kapitän Bernard ist — ein so eifriger Republikaner ist sein erster Lieutenant, Leon von Claireau, Sohn des gut königlich gesinnten Generals Charles von Claireau.

Der Vater selbst hat seinem Sohne diesen keineswegs angenehmen Dienst zugetheilt.

Das Schloß Ham sollte für den Republikaner in der königlichen Uniform zur Besserungsanstalt werden.

Als der Prinz diesen Offizier zum ersten Male sah, konnte er einen Ausruf der freudigsten Ueberraschung nicht unterdrücken, — denn er glaubte, sein Charles, sein lieber Schützling im Engelshof, stände ihm lebendig und leibhaftig gegenüber, — aber bald enttäuschte ihn der fremde Kern in der bekannten Schale, die ihm als Lieutenant Leon von Claireau vorgestellt wurde.

Louis Napoleon hatte dem Unternehmen in Boulogne sein ganzes Vermögen geopfert, — er war arm geworden, und der bekannte Geiz des Bürgerkönigs hatte dem Staatsgefangenen in Ham kaum die unentbehrlichsten Bedürfnisse zugewiesen.

Aber schon im ersten Monate seiner Gefangenschaft setzte ihn ein Pariser Notar in Kenntniß, daß er mit Bewilligung des Ministeriums über eine Rente von zwanzigtausend Francs zu verfügen habe, die von der Familie Baudrey für ihn erlegt worden sei.

Diese Familie habe den Engelshof in der Schweiz verlassen, und sich in Paris angesiedelt, um die Gnade des Königs für den Gefangenen in Ham zu erwirken und sein Schicksal möglichst zu mildern.

So schrieb der Notar.

Aber weder die Familie Vaudrey, noch andere Freunde und Anhänger der Familie Bonaparte, vermochten den Bürgerkönig versöhnlicher zu stimmen — und der Prinz bat vergebens um die Erlaubniß, auf kurze Zeit Florenz besuchen zu dürfen, um den Segen seines sterbenden Vaters zu empfangen.

Louis Bonaparte, Exkönig von Holland, starb fern von der Heimat und seinem Sohne, — ein Schicksal, das er mit seinem großen unsterblichen Bruder theilte.

In Hoffen und Harren vergingen dem Gefangenen in Ham fünf lange Jahre, — in welchen alle Fluchtversuche scheiterten, die ihm von Außen angebahnt wurden.

So unglücklich sich aber der Prinz auch fühlte — noch unglücklicher fühlte sich der Herr Lieutenant Leon von Claireau, der in dem ganzen Zeitraum an Langeweile kränkelte, und an der Sehnsucht nach seinen Pariser Freudenmädchen zu sterben fürchtete.

Es war an einem Frühlingsmorgen im Jahre 1846, als dieser Offizier in der Nähe der Schildwache im innern Hofraum, nachlässig an ein Gitter gelehnt, mit sichtbarem Interesse einen Brief liest, den er mit der letzten Post aus Paris empfangen.

An der Mauer ist, zum Zwecke einer Reparatur, ein Baugerüst aufgerichtet, auf welchem mehrere Maurer emsig arbeiten, während Taglöhner mit ihren Weibern und Töchtern ihnen auf Schiebkarren, Kalkkübel, Sand und Bausteine zuführen.

„Sacrebleu!“ murmelte Leon verdrießlich. „Ich könnte meiner Mutter noch im Grabe zürnen, daß sie mir um zehn Jahre zu früh gestorben ist. — Mein Herr Papa läßt mich hier in dem verdammten Steinsarge Trübsal blasen, bis ich alt und grau werde, während mich die lustige „Gräfin Nonne“ mit jedem Tage lüsterner macht nach den Genüssen, die mich in ihrem „Kloster“ erwarten. Aber die Stunde der Erlösung wird bald schlagen, schreibt sie mir, und die Apostel der Freiheit und die Priesterinnen der Liebe sind bereit, mich mit offenen Armen zu empfangen. Der Thron des Altenweiber-Königs ist stark vom Holzwurm benagt, bald muß er zusammenbrechen, und auf seinen Trümmern wird sich endlich der Baum mit der Tricolore erheben. A diable — welch' eine Erscheinung! Eine Taille wie eine Wespe — Augen wie Raketen, und Füßchen, wie ich sie kaum im Salon der Gräfin Nonne gesehen!“

Dieses Kompliment war an eine hübsche Arbeiterin gerichtet, die einen schweren Kalkkübel zum Gerüste trug.

Das Mädchen lächelte verschämt, und dankte mit einem artigen Knix dem galanten Herrn Offizier.

„Wie heißt denn Du, mein schönes Kind?“

„Adele, wenn Sie erlauben Monsieur.“

„Ich erlaube Dir, nicht nur Adele zu heißen, sondern auch mit mir ein wenig zu plaudern, mein Schatz.“

„Das darf ich nicht. Ich werde für's Arbeiten und nicht für's Plaudern gezahlt.“

„Der ehrliche Meister dort oben auf dem Gerüst wird hoffentlich nichts dagegen haben, wenn Du mit dem

ersten Lieutenannt der Festung sprichst, um so weniger, wenn Dir Dein Plaudermäulchen täglich einen blanken Napoleonsd'or verdienen kann."

„Voila — dann ist der Handel geschlossen!" erwiederte lachend die Arbeiterin, indem sie den Kalkkübel von der Schulter warf, und das schöne Goldstück, das ihr der Offizier in die Hand gedrückt, in der Sonne funkeln ließ.

„Du gefällst mir, Kleine!" schmunzelte der Offizier. „Und wenn Du nicht zu spröde wärst, könntest Du mir die bittern Pillen überzuckern, die ich hier täglich zu schlucken habe."

„Ach ja, es muß abscheulich langweilig sein, fortwährend hinter diesen alten traurigen Mauern zu hocken. Mich wundert, daß Sie nicht schon längst mit Ihrer ganzen Mannschaft davongelaufen sind."

„Närrchen — wir haben ja zu wachen, daß Niemand Anderer davonläuft."

„Das wäre auch kein großes Unglück!"

„Aber auch kein großes Glück für Frankreich, wenn es seinen Louis Philipp gegen einen Louis Napoleon vertauscht."

„Louis Napoleon will ja nicht König werden."

„König nicht — aber Kaiser."

„Was Sie sagen! A — dann hat mein Vetter Martin wieder einmal garstig gelogen."

„Wer ist Dein Vetter Martin?"

„Arbeiter der Nationalwerkstätten in Paris. — Er behauptet, Louis Napoleon habe in seinen Proklamationen

an das Volk versprochen, das Königreich zu stürzen, um die Republik zu gründen."

„Dein Vetter ist ein Narr."

„Möglich — aber dann sind alle Pariser Arbeiter Narren, die dasselbe behaupten. So ganz unwahrscheinlich ist es übrigens nicht, denn der Prinz soll ja schon in Italien Republikaner gewesen sein, und ein rother noch dazu."

Mademoiselle Adele Gordon — denn es war die schöne Sängerin, die sich hier in Kittel und Holzschuhen als Tagelöhnerin verdungen hatte, — kannte die Achillesferse dieses Offiziers, und wie man merkt, hatte sie sie bereits auf's Korn genommen.

Leon von Claireau blickte nachdenkend vor sich hin.

Auch die Dame, die er „Gräfin Nonne" nannte, sprach in ihren Briefen von einem republikanischen Prinzip, das der Prinz früher energisch vertreten hatte, — und obgleich er vom Gerichtshofe als Prätendent der Krone verurtheilt ward, wäre es dennoch möglich, daß sein Attentat mehr der Monarchie als dem Monarchen galt.

„Jedenfalls ist dieser tollkühne Prinz ein merkwürdiger Abenteurer," fuhr die verkappte Sängerin fort, „und ich wäre wohl neugierig, ihn kennen zu lernen."

„Versprichst Du mir einen Kuß, wenn ich Deinen Wunsch erfülle?"

„O, ein ganzes Dutzend und noch mehr, wenn Sie mir den rothen Republikaner zeigen."

„Nun, voila! sage ich, wie Du, der Handel ist geschlossen. Folge mir!“

Der Offizier und die Sängerin verließen das Gitter, bogen um eine Ecke des Gebäudes, und standen vor einem kleinen Garten, in welchem der Prinz, mit einer Gießkanne in der Hand, seine Blumen begoß.

„Monseigneur,“ sprach ihn der Lieutenannt freundlicher als sonst gewöhnlich an, „hier ist ein hübsches Kind aus dem Volke, das mir für einen Blick von Ihnen, ein Dutzend Küsse versprochen hat.“

Der Prinz erhebt sein Auge, erkennt seine treue und ergebene Freundin Gordon, und ist so freudig überrascht, daß es ihm kaum gelingt, Herr seiner Bewegung zu bleiben.

„Verzeihen Sie einem kindischen Mädchen, Hoheit!“ bat sie. „Aber man spricht so viel von dem unglücklichen Neffen des großen Kaisers, daß meine Neugierde wohl zu entschuldigen ist.“

„Um so mehr, wenn Du ein wenig Theil an meinem Schicksal nimmst, mein Kind,“ antwortete der Prinz mit erzwungener Fassung. „Du siehst hier auch einen Napoleon auf St. Helena, — nur liegt das St. Helena des Neffen mitten in Sümpfen und Morästen, wogegen das des Oheims der stolze Ozean umschlang.“

„Aber der Ozean hat keine Wege und Stege, die zur Freiheit führen, wie hier,“ bemerkte die Sängerin bedeutungsvoll.

„Das Mädchen spricht, als ob es in den Pantoffeln einer Pompadour, und nicht in den schweren Holzschuhen

einer Arbeitein steckt," meinte lachend Leon. „Aber es ist Zeit zum Rückzug, sonst könnte uns der Gouverneur überraschen, und der leidet kein fremdes Gesicht, wenn es auch so hübsch ist wie das Deine, mein Schatz."

Der Prinz wand einen Strauß aus den Blumen, die er selbst gezogen, und reichte ihn der Sängerin.

„Nimm diese Blumen zur Erinnerung an den Gefangenen in Ham, wenn wir uns nicht mehr wiedersehen sollten, mein Kind," sagte er mit bewegter Stimme.

„O, noch recht oft," erwiederte die Sängerin. „Ich arbeite ja hier täglich am Bau, und der Herr Lieutenant wird schon erlauben, daß ich hin und wieder in den Garten gucke."

„Ich werde die Augen zudrücken, wenn Du mir versprichst, nicht zu spröde zu sein."

„Gute Nacht, Herr Republikaner, gute Nacht!" rief die Sängerin dem Prinzen zu, indem sie absichtlich das Wort „Republikaner" betonte, und entsprang.

Leon eilte ihr nach — umschlang sie, und es fehlte kein Stück von der Dutzendwaare, als die Arbeiter Feierabend machten, und die hübsche Tagelöhnerin mit ihnen die Festung verließ.

Siebzehntes Kapitel.

Das Ende der Ewigkeit.

Leon von Claireau sprach noch über eine Stunde mit dem Prinzen. Dieser hatte den Wink seiner vertrauten Freundin verstanden, gab sich als Republikaner vom reinsten Wasser, und ehe sie von einander schieden, hatte auch Leon sein politisches Glaubensbekenntniß abgelegt.

„Diable!" murrte er vor sich hin, indem er den Hofraum auf und abschritt. „Ich habe drei Jahrzehende hinter mir, und bin noch immer Lieutenant, — werde es wahrscheinlich auch bleiben, bis mein Stiefelputzer Marschall von Frankreich wird. Wenn der Prinz Präsident der Republikaner wäre, würde ich eine ganz andere Cariere machen, — sacrebleu, in ein paar Jahren müßte ich an der Spitze eines Regimentes stehen!"

Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen und Illusionen, legte sich Leon von Claireau zu Bette.

Früh Morgens stand er wieder auf seinem Posten, und zur selben Stunde wie gestern, traten auch wieder

die Arbeiter, und hinter ihnen das Mädchen mit dem Kalkkübel, in den Hofraum.

Heute ließ sich die hübsche Adele nicht rufen.

Eiligst legte sie ihre Bürde ab, und näherte sich, mit schlauem fast geheimnißvollem Lächeln, dem Offizier.

„Monsieur," sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Sie haben mir gestern ein Goldstück geschenkt, das Ihnen heute Zinsen tragen soll. Ich will Ihnen beweisen, daß ich ein braves und dankbares Mädchen bin."

„Nun, wie denn liebe Kleine?"

„Da draußen vor der Zugbrücke hat man mich bestochen."

„Bestochen? Wer?"

„Ein alter, feiner Herr in einer glänzenden Equipage. Er hat mir zehn Dukaten gegeben, und versprach mir noch andere Zehne, wenn ich dem Republikaner Louis Napoleon das Papier da zustecke."

Adele reichte dem Offizier ein unversiegeltes Briefchen. Dieser entfaltete dasselbe und las:

„Monseigneur!

„Das junge Italien" ist für Sie gewonnen — die Revolution ist vor der Thüre — alle Demokraten und Republikaner sind zum Barrikadenkampf gerüstet — Louis Philipp ist ein verlorner Mann — und es fehlt zur großen Republik nichts mehr — als Ihre Freiheit. Mit dem Brudergruß des Bundes —

G. Mazzini."

„Mazzini!“ rief Leon enthusiastisch, indem er das Papier an seine Lippen drückte.

„Ja es ist schwül da draußen, und das Donnerwetter wird nicht lange auf sich warten lassen,“ sagte Adele. „Ich bin nur ein dummes Mädchen, aber ich wette, mit Ham wird man den Anfang machen, und ehe wir noch die Mauer erbaut haben, wird sie niedergerissen sein.“

„Par Dieu — ich würde keine Thräne vergießen, wenn ich sie fallen sähe.“

„Wenn ich der Gouverneur von Ham wäre, wüßte ich, was ich thäte.“

„Du würdest der Republik einen Präsidenten senden —“

„Ohne Bedenken, und mein Glück wäre gemacht.“

„Ich zweifle, daß Kapitän Bernard durch solchen Coup de hasard sein Glück machen wird.“

„Weil solchen Coup kein Fürstenknecht wagt.“

„Mädchen — Mädchen — ich glaube, Du bist nicht nach Ham gekommen, um den Arbeitern den Kalkkübel zuzutragen.“

„Nein!“ antwortete die Sängerin freimüthig. „Ich bin nach Ham gekommen, um dem Lieutenannt Leon von Claireau das Heil Frankreichs an's Herz zu legen.“

„A — eine Maskerade!“

„Nicht mehr, mein Herr. Ich bin Adele Gordon, und komme, von einem Freunde der Republik, die Freiheit des Republikaners Louis Napoleon zu fordern. Hat mich mein Vertrauen getäuscht, so lassen Sie mich in

Fesseln schlagen, und mich den Schergen des Königs überliefern!“

„Ich bin ein Römer, Mademoiselle.“

„Dann fließt vielleicht ein Tröpfchen Blutes von einem Brutus in Ihren Adern, — und ich habe mich an den rechten Mann gewendet.“

„Mon Dieu — was kann ich thun? Ringsum Soldaten, die Alles mit Argusaugen überwachen. Ein Napoleon ist ja kein Napoleonsd'or, den ich in die Tasche stecken, oder Sperling, den ich über die Mauern flattern lassen kann.“

„Wenn Sie seine Flucht nicht hindern, wird der Prinz noch heute Abend, mit mir und den Arbeitern die Festung verlassen.“

„Wie wäre das möglich?“

„In der Kleidung eines Maurergesellen.“

„Nicht übel — aber der Gouverneur macht dem Prinzen an jedem Abende einen Besuch —“

„Der Besuch darf heute nicht stattfinden — man soll den Prinzen krank melden — zur Vorsicht könnte man auch Jemanden in's Bett legen —“

„Meinen André — der Bursche ist dumm, und mir blind ergeben —“

„Vortrefflich! — Nun, sorgen Sie für den Patienten, für alles Andere werde ich sorgen.“

„Dennoch wage ich viel. — Ich hoffe, der Präsident der Republik wird den Lieutenant Leon von Claireau nicht vergessen.“

„Louis Napoleon wird weder seine Freunde, noch Feinde vergessen. Jetzt bitte ich Sie, mir zum zweiten und letzten Male Gelegenheit zu geben, einige Worte mit dem Prinzen zu sprechen.“

Der Offizier führte die Sängerin wieder zum Garten, wo sie den Gefangenen, wie gestern, mit seinem Blumenbeet, beschäftigt fand.

„Hören Sie mich, Bürger Bonaparte!“ flüsterte sie ihm zu, indem sie ein Packet, das sie unter ihrem umfangreichen Kittel verborgen hielt, in ein Gebüsch schleuderte. „Sie werden in dem Packet den vollkommenen Anzug eines Maurers finden, und als solcher verkleidet, heute Abend mit mir und den Arbeitern die Festung verlassen. Etwa fünfzig Schritte hinter dem Städtchen Ham, erwartet Sie ein Freund mit einem Wagen, und auf allen Stationen bis zur Grenze, werden Sie Pferde für Sie bereit finden. Vorsicht, mein Freund — das Glück wird Ihnen endlich lächeln!“

Die schöne Sängerin hatte wahr gesprochen. Abends um acht Uhr verließ der Prinz in einem schmutzigen und geflickten Maureranzuge, einen großen abgenutzten Hut tief in die Augen gedrückt und eine Holzplanke auf der Schulter, mit den Arbeitern und seiner unternehmenden Freundin Gordon glücklich die Festung.

Hinter Ham fand er seinen Schützling Charles, der ihn in einem geschlossenen Wagen erwartete, und mit lautem Jubel willkommen hieß.

Hier schied Mademoiselle Gordon von dem Prinzen mit einer herzlichen Umarmung. — Dann ging es fort

über Stock und Stein, ohne Ruhe und Rast, über die belgische Grenze bis nach Ostende, wo der nächste Dampfer den Flüchtling von Ham nach London zurücktrug.

Die Freiheit des Gefangenen von Ham war billig erkauft, — sie kostete nur ein Dutzend Küsse und eine politische Lüge, — und dennoch mußte sie der Lieutenant Leon von Claireau mit seinem Leben bezahlen.

André, der dumme und blind ergebene Bursche, der auf Veranlassung Leon's zwei Tage den kranken Prinzen spielte, hatte aus der Schule geschwatzt, — sein Herr wurde vor das Kriegsgericht gestellt, und wegen Hochverrathes, zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt.

An demselben Morgen, an welchem der Bastard des Generals von Claireau, im Kreise jubelnder Napoleoniden, in London das Fest der Freiheit feierte, — starb der legitime Sohn des Generals im Laufgraben des Schlosses Ham, von sechs Kugeln durchbohrt, den Tod des Verräthers.

Achtzehntes Kapitel.

Die Gräfin „Nonne."

Heissa, wie die Ameisen kribbeln und krabbeln die Menschen in allen Straßen, auf den Quai's und Boulevard's, — denn wir sind mit unserer Erzählung zu einem der rothen Tage des Jahres 1848 angelangt, das man mit Unrecht das tolle oder verrückte nennt.

Welch' ein Entzücken für die Franzosen, endlich einmal wieder einen König zu verjagen!

In allen Gassen werden Barrikaden gebaut — die Garnison und die Legionen der Nationalgarde sind unter die Waffen getreten — Stutzer und Grisetten — Studenten und Gamins — Arbeiter und Damen der Halle, eilen die Marselaise brüllend, dem Platze des Pantheon zu, auf welchem man schon den Generalmarsch schlagen und hin und wieder Dechargen wechseln hört.

Aus den Fenstern der Häuser sieht man schon Tricoloren wehen, — ja auf dem Balkon eines Palastes am Quai d'Orsay, flattert sogar die Fahne der rothen Republik.

Es ist der Palast, den seit zehn Jahren eine Gräfin Sauveur bewohnt, — eine reiche, schon bejahrte aber noch immer stattliche Dame, die das Volk, ihrer schwarzen Kleidung und ihrer Barmherzigkeit wegen, mit der sie alle Armen unterstützte, — die Gräfin „Nonne“ nannte, — obgleich der Lieutenannt Leon von Claireau im Schlosse Ham, ihrer nicht gar ehrfurchtsvoll gedachte.

Und in der That, die lockere Gesellschaft, der in diesem Hause täglich ihre Schäferstündchen schlug, würde eher in Bachus einen Karthäuser und in Venus eine keusche Susanna, als in der Gräfin Sauveur eine Nonne verehrt haben.

Aber auch die Politik hatte in diesem Tempel des sinnlichsten Genusses ihren Altar, an welchem auch der unglückliche Leon von Claireau die Treue opferte, die er seinem Könige geschworen.

Die Dame haßte das Königreich, und sehnte sich nach Marat's rother Republik, und seinen Männern „Ohnehosen“ in Jakobinermützen zurück.

Sie verachtete das Gesetz, weil sie es fürchtete — sie wollte eine unbeschränkte Freiheit, weil sie vor der Kette zitterte.

Vielleicht hatte sie auch Feinde, die sie einem Revolutions-Tribunal für die Guillotine zu empfehlen wünschte.

Während die Gräfin „Nonne“ an ihrem häuslichen Herde das politischen Feuer schürte, und in den Tuilerien der König an der Seite der Königin, umgeben von den Herzogen von Nemours und Monpensier, dem jungen Grafen von Paris und der schönen Herzogin Helena

von Orleans, mit seinem unpopulärem Ministerium die Mittel berieth, das Volk zu beruhigen und die Emeute zu bekämpfen, — füllte sich eine große Keller-Schänke am Quai d'Orsay, mit dem liederlichen Gesindel aus der Hefe des Volkes, das in allen politischen Bewegungen als Männer des Tages agirt.

Ja, es war die Mörderrotte der Schreckenszeit, die branntweintrunken, mit halb nackten Dirnen, nach dem Takte der Drehorgel sprang, auf welcher ein geflickter Bettler den Contretanz zur Bluthochzeit erklingen ließ.

Ja, es waren die Dämonen, die das Schaffot umtanzten, und den Priester verhöhnten, der den königlichen Märtyrer segnete, und ihm die historischen Worte zurief: „Sohn des heiligen Ludwig, steige gen Himmel!"

Ja, wie diese, die in der verpesteten Schänke mit entarteten Weibern buhlten — auf den Tischen lümmelten und um geraubte Beute würfelten, oder sich berauscht auf der Erde wälzten, und mit heiseren Stimmen die Marselaise brüllten, sahen jene Sanculottes des vorigen Jahrhunderts aus, die sich, mit dem Stolze römischer Senatoren, Patrioten nannten.

Vor Allen zeichneten sich vier alte, zerlumpte, italienische Landstreicher aus, die mit den tollsten Zoten des Policinello das Gesindel belustigten, und sich hier und da einen Schluck Branntwein, oder, wenn sie Communismus, Raub und Todtschlag predigten, den Bruderkuß verdienten.

Es sind die vier Banditen Paolo Leonardi, Ludovico, Pietro und Roberto, die wir hier abermals wiederfinden

müssen, — aber wir können es nicht vermeiden, denn wir bewegen uns auf revolutionärem Boden, auf welchem, neben segensreichen Früchten, leider auch das Unkraut wuchert.

„Cospetto, Bürger und Kameraden," sagte Paolo, „wir sind fromme Pilger, die seit fünfzehn Jahre wallfahrten, um unsere heilige Patronin Bianca di Carabelli aufzufinden, — aber wir sind nebenbei auch Fischer, und werfen gerne unsere Netze aus, wo es etwas im Trüben zu fischen gibt."

„Spitzbube!" riefen lachend die Jakobiner des tollen Jahres.

„Wie die Arbeit so der Lohn, und wir werden bei der Arbeit nicht die Trägsten sein. — Wir wollen Eure Führer sein, Brüder, und Ihr könnt Euch uns schon anvertrauen. Corpo di dio — wir haben als Carbonari dem heiligen Vater warm gemacht, und werden auch Euern König nicht erfrieren lassen."

„Bravo! Bravo!" schrie das Gesindel. „Wir werden für einen warmen Reisepelz sorgen!"

In diesem Augenblick trat ein ganz schwarz gekleideter Herr, die Anwesenden freundlich grüßend, in den Keller.

„A — der Rabe der Nonne! Hoch — hoch die Nonne!" jubelten die Helden der Barrikaden, indem sie den Schwarzen umringten.

„Der Rabe bringt Euch Futter," sagte dieser, indem er rings umher Fünffrankenstücke vertheilte, „damit Ihr Euch nicht nüchtern an's Werk machen müßt, Bürger. — Aber jetzt zögert nicht lange, denn Eure

Brüder erwarten Euch. In den Champs=Elysées schießt man mit Kanonen auf das Volk."

„Tod den Tirannen!" brüllte der wilde Haufe.

„Aber ich fürchte, das edle Blut des Volkes wird umsonst vergossen werden. — Louis Philipp muß abdanken — aber wir werden nur den König verlieren, nicht das Königreich. Man beabsichtigt in der Deputirtenkammer ein Kind zu krönen, und der Herzogin von Orleans die Regentschaft anzuvertrauen."

„Nein, nein! Weder König noch Regentschaft! Es lebe die Republik!"

„Bravo, Bürger! Laßt uns die Republik ertrotzen, und Frankreich wird uns seine Freiheit verdanken."

„Es lebe die Republik!" wiederholte die wilde Schaar, und stürzte aus der Schänke, um sich dem kämpfenden Volke in den Champs=Elysées anzuschließen.

Vor dem Palaste der Gräfin Nonne machte die Horde Front, und brüllte auch der Freundin des Volkes und der Republik, ein donnerndes Vivat zu.

Die Gräfin, eine hohe, stattliche Dame in schwarzer Kleidung, erschien, mit einer rothen Fahne in der Hand auf dem Balkon, und begrüßte mit huldvollem Lächeln den Menschenstrom, der indeß zur Fluth angeschwollen war.

Die Helden der Barrikade schwenkten enthusiastisch die Mützen, — nicht so die vier Banditen, denn, wie zu Stein erstarrt, blickten sie auf das Haupt der Medusa dort auf dem Balkon.

Sie hatten gefunden, was sie seit fünfzehn Jahren in jedem Winkel Europa's vergebens gesucht.

Das Weib in züchtiger Nonnentracht, war Bianca di Carabelli, ihre entsprungene Gefangene aus Tharand, — und sie hätten laut aufgejauchzt in wildem, vernichtendem Ingrimm, wenn sie von der Fluth nicht mit fortgerissen wären, auf's Feld hinaus, zum Kampf für die republikanische Freiheit.

Blut, Blut — Bruder- und Bürgerblut färbt schon die Straßen — Barrikaden werden erstürmt und abgetragen, um in ein paar Minuten wieder aus der Erde zu wachsen, — der Auswurf der Bagno's und Gefängnisse, der sich eine terroristische Horde aus den ärmsten Vorstädten zugesellt hatte, mußte Leichenhügel übersteigen, bis er die Champs-Elysées erreicht.

Hier stehen sie plötzlich mitten im Kanonen- und Flintenfeuer, einem Walde von Bayonnetten gegenüber, die der General Charles von Claireau kommandirt.

Die Insurgenten mit rothen Gürteln und Armbändern, kämpfen wie Verzweifelnde gegen die Uebermacht und begrüßen mit Jubel die Schaar, die ihnen zu Hilfe eilt.

Aber sie sind dennoch den königlichen Truppen mit ihrem mörderischen Kanonenfeuer nicht gewachsen, und schon entschlossen die Waffen zu strecken, — da erscheinen abermals Hilfstruppen, und zwei Frauen sind es, die sie führen.

Die Eine, an der Spitze kaiserlicher Veteranen, — ist Mademoiselle Adele Gordon, eine Jungfrau von Orleans, mit der Adler-Fahne Napoleon's in der Hand.

Die Andere, an der Spitze einer Schaar Nationalgarden, — ist Bianca di Carabelli, die sogenannte Gräfin Nonne, eine Amazone der Barrikaden, mit der rothen Fahne der Republik in der Hand.

„Vive Napoleon!" ruft begeistert die Eine.

„Vive la République!" die Andere.

Beide Rufe finden ein enthusiastisches Echo.

„Vive Napoleon! Vive la République!" donnert es in den Reihen der Insurgenten, und von neuem Muthe entflammt, stürzen sie, mit dem Ingrimm verwundeter Tieger, in die Kolonnen des Feindes.

Abermals eine Decharge, — und eine Kugel im liebenden Herzen, sinkt Adele Gordon sterbend in die Arme eines Veteranen.

Mit der treuen Freundin Louis Napoleon's zugleich, fällt die Giftmischerin Bianca di Carabelli.

Vier Banditenklingen haben ihren Hals durchbohrt, und mit einem Fluche auf den Lippen, bricht das böse Auge dieses einst so schönen und gefährlichen Weibes.

Aber auch sie sollte ihre Rächer finden.

Die Zeugen des Mordes dieser Freundin des Volkes, stürzen sich auf die Mörder, — drei derselben werden mit Aexten erschlagen, und der vierte, Paolo Leonardi, hängt im nächsten Augenblicke an der Laterne.

Die Leichen häufen sich, und der blutige Bruderkampf naht sich seiner Entscheidung; — da hört man Trommelwirbel, — Lagrange, einer der tollkühnsten Führer der Insurrektion, erscheint mit einem Papier in der Hand, und ruft mit lauter, klangvoller Stimme:

„Friede, Bürger! Der König hat abgedankt! Es lebe die Republik!“

„Es lebe die Republik!“ jubeln Freunde und Feinde, und die sich vor einigen Minuten noch erwürgen wollten, stürzen sich brüderlich in die Arme.

Der Ruf war noch nicht verklungen, da fahren zwei Fiaker, von einer Schwadron Kürassiere umgeben, im Galopp durch die Champs-Elysées.

Die Eskorte begleitet den König, die Königin, die Herzogin von Nemours und ihre Kinder, auf der Flucht nach Saint-Cloud.

Und wie zum Hohne der fliehenden Orleans, spielt die Regimentsmusik die Melodie des Liedes der Napoleoniden:

„Partant pour la Syrie
Le jeune et beau Dunois, etc.“

Es war das Lied, das Hortensie, die schöne Königin von Holland, in den Tagen des Glückes und des Ruhmes, gedichtet und gesungen hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Der Ring des kleinen Louis.

Die Nationalversammlung hatte die Republik, und neun Monate später, am 20. Dezember 1848, den Bürger

Charles Louis Napoleon Bonaparte, kraft der Verfassung, als Präsidenten der französischen Republik proklamirt.

Die Dauer der Präsidentschaft, war vom Tage der Proklamation, bis zum dritten Sonntage des Monats Mai 1852 bemessen.

Fünf Millionen von sieben Millionen Stimmen hatten ihn als Auserwählten des französischen Volkes bezeichnet.

Bevor ihn diese fünf Millionen Stimmen in Paris als Auserwählten des Volkes beriefen, hatte ihn in London die Stimme eines Mädchens als Auserwählten ihres Herzens berufen.

Dieses Mädchen war die wunderbar schöne und geistreiche Spanierin Eugenie von Guzmann, Gräfin von Teba, die sich einige Jahre später das Diadem der Kaiserin von Frankreich um's blonde Lockenhaupt schlang.

Drei Jahre war der Prinz bereits Präsident der Republik.

Alle seine Getreuen hatte er zurückberufen aus Kerker und Exil, und sie mit Rang und Würden bekleidet.

Weder als Präsident, noch als Kaiser, vergaß er die Freunde der Napoleoniden, — aber auch ihre Feinde nicht. Die Russen und Oesterreicher wissen davon ein Liedchen zu singen, es fehlen nur noch die Preußen und Engländer zum Quartett, und vielleicht sind auch ihre Noten schon geschrieben.

Der Präsident war nicht säumig gewesen in den drei Jahren.

Er hatte die Armee für sich, denn sein großer Oheim hatte ihn schon als Knaben gelehrt: Ehre die Tapfern, denn sie tragen den Ruhm der Nation auf ihren Klingen.

Er hatte die Bürger für sich, denn seine Erfahrungen hatten ihn gelehrt: Sorge für den Wohlstand des Volkes, denn er allein kräftigt den Thron der Regierung.

Er hatte endlich auch die Arbeiter für sich, denn ihn selbst hatte der traurige Magister Noth in der Schule der Armuth gelehrt: Der Hunger thut weh, und wirbt Rebellen. — Wer den Armen Arbeit gibt, gibt ihnen Brot und Zufriedenheit.

Aber sein energisches Regiment fand Widersacher — der Napoleon hatte die Orleanisten, der Republikaner die Legitimisten gegen sich, und den Präsidenten der Republik bedrohte eine Verschwörung, als deren Seele der tapfere und berühmte General Cavaignac denunzirt war.

Auch die Generäle Changarnier, Lamoricière, Bedéau, Leflô und Andere waren offene Gegner des Präsidenten, — einer der Erbittertsten aber, der General Charles von Claireau, der den Tod seines Sohnes dem Flüchtling von Ham zuschrieb.

Es war schon spät am Abend des 1. Dezembers 1851, als der Präsident im Elysée die Minister des Innern und des Krieges, den Oberkommandanten der Nationalgarde, den Polizeipräfekten von Paris, den

Obristen Espinasse, den Ordonnanz-Offizier Béville und den Kapitän Charles in sein Arbeitskabinet berief.

„Meine Herren," nahm der Prinz das Wort, „ich habe Sie zu einer Verschwörung zu werben, um einer Verschwörung gegen uns zuvor zu kommen, und die Schrecken des Bürgerkrieges von Frankreich abzuwenden. Es bedarf der sichern Hand des Arztes, um das wilde Fleisch aus den Wunden der Gesellschaft zu scheiden. Ich will dieser Arzt sein, und verbürge Ihnen eine glückliche Operation, wenn Sie mir als willige Instrumente dienen."

Alle Anwesenden verneigten sich zustimmend. Die vertrauten Freunde des Präsidenten ahnten, daß sie am Vorabende entscheidender Ereignisse standen.

„Wohlan denn," fuhr der Prinz fort, „diese Proklamation an das Volk, Herr von Béville, ist noch vor Tagesanbruch zu verbreiten und bekannt zu machen. Die Nationalversammlung und der Staatsrath sind aufgelöst, — das allgemeine Stimmrecht ist wieder hergestellt, — das französische Volk bis zum 21. Dezember in seine Wahlbezirke zu berufen, und alsogleich der Belagerungszustand anzuordnen. — Die Herren Minister des Innern und des Krieges sind mit der Ausführung dieses Dekrets beauftragt."

Die Minister Morny und St. Arnaud verneigten sich abermals.

„Sie, Herr Polizeipräfekt, haben sofort die in diesem Verzeichnisse namhaft gemachten Mitglieder der Nationalversammlung, — Sie, Herr von Vieyra, die

Generäle Cavaignac, Changarnier und Lamoricière, — Sie, Herr Obrist Espinasse, die Offiziere Bedéau, Leflô, Charras, die Herren Thiers und Baze, und Sie endlich, Kapitän Charles, unsern gefährlichsten Gegner, den General Charles von Claireau zu verhaften, und vorläufig in's Gefängniß Mazas abzuführen."

Kapitän Charles erbleichte. Er ward beauftragt, seinen eigenen Vater zu verhaften, und ihn einer schmachvollen Deportation entgegen zu führen.

Aber er schwieg, denn der Präsident duldete keinen Widerspruch, und blinder Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten.

Die Räthe und Vertrauten des Prinzen entfernten sich. Ehe der Morgen graute, hatten sie sich aller ihrer Aufträge entledigt, und kehrten in's Elysée zurück, um weitere Befehle entgegen zu nehmen, — die verblüfften Pariser fingen schon an Lärm zu machen, denn ohne Barrikadenbau lassen sich diese unruhigen Köpfe dergleichen Streiche, wenn es auch Staatsstreiche sind, nicht gefallen.

Aber der vorsichtige und umsichtige Präsident der Republik, hatte seine Vorkehrungen getroffen, und, wie oben gesagt, die Soldaten, den größten Theil der Bürger und fast alle Arbeiter für sich gewonnen.

Kaum war er wieder allein, öffnete sich die Thüre des Kabinets, und Kapitän Charles trat mit dem verhafteten General Claireau und dessen Eskorte, vor den Präsidenten.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte der Prinz ernst die Stirne runzelnd.

„Es bedeutet, Bürger-Präsident, daß Sie meine Mutter bittet, dieses Pfand einzulösen, bevor ich den General Charles von Claireau in's Gefängniß abführe," antwortete der Kapitän ruhig und unerschrocken, indem er dem Prinzen einen Solitär reichte, den er seit seiner zartesten Jugend auf dem Herzen getragen.

„Ah — diesen Ring —"

„Gab einst der kleine Prinz Louis Bonaparte der Pfarrerstochter von Tharand mit den Worten: „Solltest Du jemals meines Schutzes bedürfen, so reiche oder sende mir diesen Ring, und beim allmächtigen Gott, Dir soll Gerechtigkeit werden, und wenn sie auf der ganzen Erde ausgestorben wäre!" Nun, Bürger-Präsident, die Pfarrerstochter von Tharand fordert mehr als Schutz und Gerechtigkeit, sie fordert Gnade für den Vater ihres Sohnes."

„Du hast unter der Uniform wie unter der Blouse das Herz auf dem rechten Flecke, mein wackerer Charles," antwortete der Prinz gerührt, indem er dem Kapitän freundlich die Hand bot. „Es sei gewährt, was Deine gute Mutter begehrt, aber auch Gerechtigkeit soll ihr werden, wenn auch erst im Herbste ihres Lebens. Und jetzt ein paar Worte an Sie, General. Sie hassen nicht den Präsidenten der Republik, sondern den Flüchtling von Ham, — aber mit diesem hoffe ich Sie zu versöhnen, wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe, daß ich den Lieutenant Leon von Claireau mit keinem Wort, mit keiner Silbe zum Treubruch gegen seinen

König verleitet habe, daß ich heute noch nicht weiß, in wie ferne er meine Flucht begünstigt hat, und daß ich völlig unschuldig an seinem unglückseligen Ende bin."

„Das genügt, Monseigneur," antwortete zerstreut Claireau, der sein Auge nicht abzuwenden vermochte von dem männlich schönen Antlitz des Kapitäns.

„Es genügt, Sie gegen den Flüchtling von Ham, aber nicht gegen den Flüchtling von Florenz zu entwaffnen, General, — wenn Sie sich an unsere Rencontre im Irrenhause Montafroni's erinnern."

„Ich wünschte, daß wir beide sie vergessen könnten, Prinz."

„Ich kann unmöglich vergessen, daß ich damals für eine Dame in die Schranken zu treten versprach, die ihrem hingebenden Vertrauen auf Manneswort, ein kummervolles Dasein verdankt. Der Verrath an dem treuesten und liebevollsten Herzen, kann nicht ohne Sühne bleiben — wir werden unsere Klingen kreuzen müssen, General."

„Monseigneur —"

„Wünschen Sie aber, statt des Kampfes, Frieden mit mir zu schließen, — dann geben Sie der Pfarrerstochter von Tharand ihre Ehre zurück, und sie wird Ihnen einen Sohn zurückgeben, der alle Vorzüge vereint, um der Stolz und die Freude Ihrer alten Tage zu sein."

Da erwachte endlich das starre Vaterherz des alten Soldaten nach langem Winterschlaf, zum warmen Frühlingsleben.

„Kann Deine Mutter mir verzeihen, mein Sohn?“ fragte er in heftiger Gemüthsbewegung, indem er die Hand des Kapitäns ergriff.

„Ach, mein Vater — meine gute, fromme Mutter hat in jedem Gebet, das sie zu Gott geschickt, des Mannes gedacht, den sie geliebt, wie nie ein Weib auf Erden,“ antwortete Charles mit Thränen der innigsten Freude im Auge. „Ein freundliches Wort der Versöhnung, wird Alles, was sie erduldet, alle ihre Leiden vergessen machen.“

„So geht denn, und feiert das Fest des Friedens, meine Freunde!“ sagte der Prinz. „Wollte Gott, daß auch ich es heute noch mit meinen Franzosen feiern könnte!“

Vater und Sohn verließen Arm in Arm das Kabinet des Präsidenten. —

In der Straße Saint-Honoré, dem Hotel de Lile gegenüber, stand das Haus, das die Familie Vaudrey gemeinschaftlich bewohnte.

Der alte Obrist, den eine alte Wunde, die er aus dem Straßenkampf im tollen Jahre davongetragen, zum Invaliden gemacht, — saß im Lehnstuhl und ließ seinen Enkel, einen muntern, blühenden Knaben auf seinem Fuße reiten, während Sidonie und Florentine am Fenster standen, und besorgt des Sohnes und Gatten harrten, den sie abermals da draußen auf dem Felde wußten, wo das Volk seine Millionen Blutstropfen säet, um ein Atom von Freiheit zu ernten.

Hinter dem Kamin hockte mürrisch und verdrießlich der alte Spielmann Matteo, und brummte alle seine tausend wällische Flüche in den Bart, weil er halb

krumm und halb blind, nicht mehr fechten und d'reinpulvern konnte an der Seite seines Carolo, und sich, wie ein alter Haushund, todt füttern zu lassen verurtheilt war.

Die Geschütze donnerten und die Trommeln wirbelten noch, — als die Thüre sich öffnete, und, Arm in Arm, der Offizier der Republik mit dem Offizier des Königreichs, in's Zimmer traten.

Florentine wollte laut aufjauchzend an die Brust des Innigstgeliebten stürzen, — trat jedoch befremdet zurück, als sie ihn an der Seite des hohen Herrn, in der goldgestickten Uniform, mit den vielen Ordenssternen auf der Brust, erblickte.

„Meine theure, geliebte Mutter," begann der Kapitän feierlich, „die Stunde hat geschlagen, nach der sich Dein Herz seit Jahren gesehnt. Der Engel des Friedens führt Dir den Gatten, mir den Vater zu, und der Fluch der Geburt ist vom Haupte Deines Sohnes genommen!"

O, mit welchen Gefühlen standen sich heute die Eltern dieses Sohnes gegenüber! Der schlanke, blühende Jüngling Charles von Claireau war ein Greis geworden. Ein trauriges Familienleben hatte seine Wangen gebleicht, und ein schwerer Kummer tiefe Furchen in seine Stirne gegraben.

Die einst so reizend schöne Jungfrau, war ein altes Mütterchen geworden. Zeit, Leiden und Thränen hatten ihren Nacken gebeugt, ihre klaren, himmelblauen Augen getrübt, und ihre Schläfe mit silbergrauen Haaren bedeckt.

Aber sie umschlangen sich, wie einst als Jüngling und Jungfrau im Forste von Tharand, — und Alle feierten mit ihnen das schöne Fest des Friedens und der Versöhnung, — ja sogar der alte Matteo kroch hinter dem Kamin hervor, und hätte in seiner Herzensfreude gerne wieder das Freiheitslied der Carbonari gedudelt, wenn sein Dudelsack nicht längst zu Staub und Asche vermodert gewesen wäre.

Prinz Louis Napoleon war auf weitere zehn Jahre als Präsident der Republik proklamirt, und die Siegesfahnen des zweiten Dezembers schmückten noch die Kirche von Notre-Dame, als im Innern derselben, der Segen des Priesters ein greises Brautpaar verband: — den General Charles von Claireau, und Sidonie Grünwald, die Tochter des Pfarrers von Tharand.

Zwanzigstes Kapitel.

L'empire c'est la paix.

Das Kaiserthum ist der Friede!

Eingedenk der letzten Worte seiner sterbenden Mutter, bestieg der Präsident der Republik, mit diesem Wahlspruch, ein Jahr nach dem Coup d'état, als Louis Napoleon III. den französischen Kaiserthron.

Um seinem Volke Frieden zu verbürgen, müßte ein Fürst geduldig die andere Wange bieten können, wenn die erste einen Backenstreich empfing, — und dieser fromme und geduldige Mann der Bibel, ist der Held des 2. Dezembers bekanntlich nicht.

Und wäre er auch, seinem Wahlspruch getreu, ein Friedensfürst, — er wäre nicht gar lange Kaiser der Franzosen geblieben.

Der Franzose will von Zeit zu Zeit Waffen klirren hören, — er sehnt sich wie der Vollblütige nach dem Aderlaß, und zögert keinen Augenblick, sein Blut in Paris abzapfen zu lassen, wenn er keine andere Barbierstube findet.

Louis Napoleon kannte diese Tollköpfe.

Zuerst sorgte er, wie Heinrich IV., daß sie ihre Hühner in den Töpfen hatten, — dann ließ er ein Volksfest dem Andern folgen, schenkte ihnen eine liebenswürdige Kaiserin und einen kleinen Napoleon, gab ihnen Gelegenheit, die tausendjährigen Pyramiden und den nordischen Koloß ein wenig zu schütteln, und machte endlich sogar eine Jagdpartie mit ihnen, um einen alten Adler aus der Lombardei zu vertreiben.

Wir haben also auf dem Flügelpferde der Poesie einen Zeitraum von fast acht Jahren übersprungen, und in ein paar Minuten den Weg vom Staatsstreich, bis zum französisch-sardinischen Feldzuge gegen Oesterreich zurückgelegt.

Die Schlachten von Magenta und Solferino sind geschlagen, — das Rendezvous der beiden Imperatoren

in Villafranca ist vorüber, und ein Präliminarfrieden unterzeichnet, der ganz Europa überraschte, und besonders die Preußen verblüffte.

Als der Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge, in sein Hauptquartier zu Valeggio zurückkehrte, wurde den Kriegsgefangenen sofort ihre Freiheit angekündigt.

Unter diesen befanden sich auch drei greise Stabsoffiziere, die sich der besondern Fürsorge eines Majors der Kaisergarde erfreuten.

Die drei gefangenen Stabsoffiziere sind die Brüder Rudolf, Wilhelm und Albert, Söhne des Försters Grünwald von Tharand, der dort vor fast einem halben Jahrhundert, von den Franzosen kriegsrechtlich erschossen wurde.

Der gastfreundliche Major der Kaisergarde, ist Charles von Claireau, Sohn und Erbe des Generals gleichen Namens, und Sidoniens von Claireau, der Tochter des Pfarrers von Tharand, der, wie sein Bruder zu jener Zeit, von der verruchten Hand eines rachsüchtigen Weibes ermordet wurde.

Die Sieger standen in Reihe und Glied, und ihnen gegenüber die Kriegsgefangenen, als der Kaiser Louis Napoleon seinen Soldaten für ihre ruhmvollen Waffenthaten dankte, die Tapfersten dekorirte, und unter diesen auch den Major der Kaisergarde Charles von Claireau, dessen Brust er mit dem Kreuz der Ehrenlegion schmückte.

Dann wandte er sich an die Kriegsgefangenen, sprach in warmen Worten seine Anerkennung der Bravour und Tapferkeit der österreichischen Truppen aus, und seine

Hoffnung auf eine lange Dauer des ehrenvollen Friedens, den er mit ihrem jugendlichen Monarchen geschlossen.

Hierauf richtete er an die Brüder Grünwald folgende Ansprache:

„Meine Herren, wir begegnen uns heute nicht zum ersten Mal. Der Kaiser der Franzosen erinnert sich nach achtundzwanzig Jahren noch dankbar an die Theilnahme, die Sie bei Florenz dem Kärrner von Ankona, und in Cannes dem gefangenen Insurgentenführer bewiesen und ausgesprochen haben. — Diese Theilnahme verdankte er weder seinem Namen, noch seinem Kampf gegen den Kirchenstaat, — sondern einzig und allein seiner freundschaftlichen Verbindung mit der unglücklichen Familie des Pfarrers Grünwald von Tharand. Nun, meine Herren, wie ich Ihrem Kaiser, bietet diese Familie Ihnen die Hand des Friedens, und Sie werden sie nicht zurückweisen, denn das Vorurtheil hat keine Stimme mehr gegen die Versöhnung.“

Die drei greisen Brüder blickten gespannt und erwartungsvoll auf den Kaiser, der mit einem freundlichen Wink, den Major der Kaisergarde zu sich beschied.

„Mein wackerer Charles hier,“ fuhr Louis Napoleon fort, indem er die Hand seines Schützlings ergriff, „den Sie einst nicht würdig hielten, die Farbe Oesterreichs zu tragen, hat mit Ruhm und Ehre die Farbe und den Degen Frankreichs getragen. Er ist seit einem Vierteljahrhundert mein treuester Freund und Gefährte, und der Bravste meiner Braven gewesen. Jetzt ist er der legitime Erbe eines der besten Namen Frankreichs, denn seine

Mutter, die unglückliche Pfarrerstochter von Tharand, ist die Gemalin des Generals Charles von Claireau, der als Greis bereut und sühnt, was er in seiner Jugend an dem edelsten Frauenherzen verschuldet hat. Voilà, meine Herren — l'empire c'est la paix! Eine herzliche Umarmung, wenn Sie auch auf dem Schlachtfelde meinen Wahlspruch ein wenig gelten lassen wollen."

Der Wunsch des Kaisers war kaum ausgesprochen, schlossen die drei Greise ihren Neffen schon in die Arme, und Franzosen und Oesterreicher jubelten den endlich Versöhnten einen herzlichen Glückwunsch zu.

Die drei Brüder begleiteten ihren Neffen nach Paris, und die Pfarrerstochter von Tharand hatte noch als altes Mütterchen die Freude, ihre lieben Verwandten an's schwesterliche Herz zu drücken, und sie so recht kameradschaftlich die Hände ihres Gemals schütteln zu sehen.

Auch der alte Spielmann theilte diese Freude, — aber nicht mehr lange. Nur ein paar Tage war es ihm noch vergönnt, aus seinem Kämmerchen zu kriechen, seinem Carolo die Hand zu küssen, und der ganzen Familie sein heiseres Evviva zuzukrächzen. — Am Morgen des dritten Tages konnte er nicht mehr sein Bett verlassen, um sich zu den Füßen seines Herrn zu schleppen, — und als Dieser zu ihm trat, seine Hand ergriff und ihm in's brechende Auge schaute, wollte der alte, blaße Dudelsackpfeifer noch einmal jubeln, — aber er brachte nur noch ein halbes Evviva über seine Lippen, mit der andern Hälfte begrüßte er seinen heiligen Borromeo von Arona,

der ihn, an der Himmelspforte, die Hand zum Willkommen bot.

Hier in Paris erhielten die Brüder Grünwald Kunde von dem Tode der schönen Schlange Bianca di Carabelli, — und Rudolfo athmete frei auf, denn jetzt erst glaubte er den letzten Fleck erloschen auf der Ehre seines Hauses.

Die drei österreichischen Offiziere verließen Frankreich, mit aufrichtiger Achtung vor dem Manne der Ueberraschungen.

Jede dieser Ueberraschungen setzt allerdings ganz Europa in Bewegung, — aber warum läßt sich Europa überraschen?

Eines seiner Worte rüttelt ganz Deutschland aus dem Schlafe, — aber warum schläft Deutschland wie ein Murmelthier, um erst vom Helden des zweiten Dezembers unsanft geweckt werden zu müssen?

Auch in Auxerre hat er drei inhaltschwere Worte gesprochen, — mit wem wird er abrechnen für Waterloo, mit Oesterreich oder Preußen?

Vielleicht mit Beiden. Der Wirth, der die ganze Zeche zahlt, heißt — Zwiespalt, und ist das bemooste Haupt des deutschen Bundes.

Druck von E. Jasper in Wien.

Haffner, Karl,

Louis Napoleon und die Pfarrerstochter Original-Roman von Karl Haffner

Bd.: 3

Wien 1866